

Schützen Sie Journalistinnen und Journalisten in der Ukraine



Russlands Angriff auf die Ukraine ist auch ein Angriff auf die Pressefreiheit. Die Kämpfe bringen Kriegsreporterinnen und Journalisten in der Ukraine in Lebensgefahr.

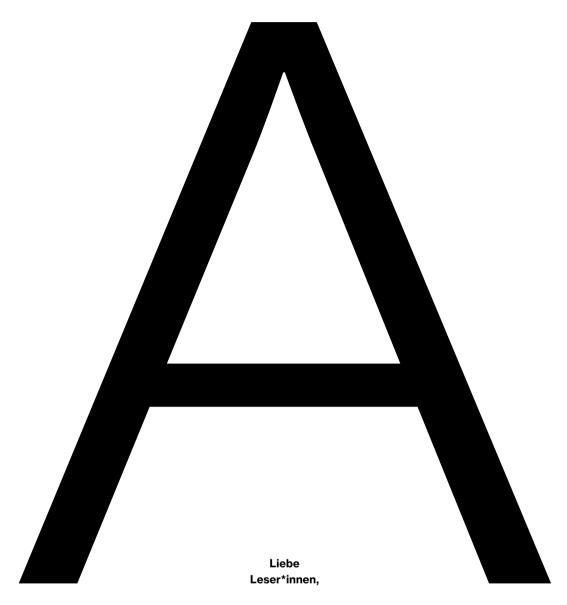
Reporter ohne Grenzen unternimmt alles, um bedrohten Medienschaffenden zu helfen.

Spenden Sie jetzt für unsere Hilfsaktion:

reporter-ohne-grenzen.de/hilfe-fuer-die-ukraine







als wir uns Anfang des Jahres für ein Magazin-Thema entschieden, fiel uns auf – wir warten andauernd. Im Großen: auf das Ende der Pandemie, das Ende des Kriegs, das Handeln gegen die Klimakatastrophe. Im Kleinen: auf die Bahn, die Antwort im Chat, einen guten Gedanken für einen Artikel.

Zu warten bedeutet auf Stand-by zu sein. Solange wir warten, ist noch nichts entschieden. Der Ausgang ist ungewiss, wir müssen ausharren. Ein Gefühl, das wir alle nach über zwei Jahren Corona-Krise sehr gut kennen. Wenn es schlecht läuft, dann warten wir, weil wir keine andere Wahl haben. Frustriertes Warten. Genervtes Warten.

Doch Warten kann auch schön sein. Gewonnene Zeit, sich auf das vorzubereiten, was kommt. Minuten, um in sich zu gehen, sich wichtige Fragen zu stellen. Will ich das wirklich? Das Warten bietet Raum für Vorfreude, für Erregung, für Nervosität. Freudiges Warten. Hoffnungsvolles Warten.

Zum ersten Mal arbeiteten drei Klassen gemeinsam am Klartext-Magazin und erforschten das Warten in all seinen Facetten. Wir begegneten wartenden Soziologen, Sexarbeiterinnen, Ornitholog*innen, Ukrainer*innen, *Star Trek*-Fans, Antiquitäten und Einmachgläsern. 45 Schüler*innen der Deutschen Journalistenschule zerpflückten Texte, checkten Fakten, drehten Reels und bezwangen Indesign. Nun hat das Warten ein Ende. Wir wünschen viel Spaß beim Lesen!

Inhalt

Es wird nicht alles schlecht

Eine Kolumne über verstaubte Einweckgläser und DDR-Gewohnheiten einer Großmutter. Inklusive Rezept

10 Wer darf hier kreisen?

Der Schwarzstorch fliegt wieder, Windräder könnten bald stillstehen. Unterwegs mit engagierten Ornitholog*innen

Willkommen, dies ist die Zukunft

Wissenschaftler*innen lassen sich von *Star Trek* begeistern. Beamen könnte irgendwann möglich sein

Was kommt jetzt?

Fünf Ukrainer*innen erzählen von ihrer Hoffnung auf eine Rückkehr zum Frieden

26 Ein zerstörtes Land

Bilder erzählen Geschichten. Der Münchner Fotograf Thomas Mandl war in der Ukraine unterwegs

32 Tag, Nacht, Arbeit

Warten gehört zum Beruf, bei Sexarbeiterinnen und Nachtwächtern auf besondere Weise

40 Zur Zeit sind alle Leitungen belegt

Wie ist es, einen Tag lang nur in Warteschleifen zu hängen? Ein Selbstversuch

Wie lange noch?

Warten führt zu Langeweile, Langeweile ist anstrengend. Ein Gespräch mit einem Soziologen, der weiß, warum

Sphinx, 189 Jahre, gut erhalten, sucht...

Vasen, Gemälde, Glockentürme: Warum diese Schätze bislang keine*r kaufen wollte

54 Meine fremde Heimat

Als Kind hat unsere Autorin Russland verlassen und es nie richtig kennengelernt. Jetzt kann sie es nicht mehr





Nr.55

58

"Es fühlt sich an, als würde man sterben"

Über eine Krankheit, die einem alle Lebenskraft raubt, und die Menschen, die davon betroffen sind

Sofa so good

Unser Kolumnist beschäftigt sich mit alten Herren, Zukunftsangst und der Suche nach seinem Platz in der Welt

64 Dazwischen

Ein Leben zwischen Koffern voller Kleidung und Kabeln, zwischen jetzt und später, zwischen hier und dort

72 Hürdenlauf gegen die Zeit

Eine Infografik zeigt Hindernisse für Menschen, die in Deutschland abtreiben wollen

74 Sorry, zu spät

Warten oder warten lassen, das ist hier die Frage. Ein Streitgespräch unter Freundinnen

78 Ein letztes Warten

Sterbehilfe ist seit zwei Jahren in Deutschland erlaubt. Gerhart Groß hilft Menschen, ihren Weg zu finden

82 Unzufriedenheit verboten

Die Body-Positivity-Bewegung nervt unsere Autorin. Muss Selbstliebe bedingungslos sein?

37 Der Fahrstuhleffekt

43 Kreuzworträtsel

47 Warten-Playlist

86 Impressum

Cover

Vize-Miss Germany Queen Lizzy (Mitte) wartet nicht gerne, vor allem nicht auf inklusive Gesellschaften. Die sollte es längst geben. Rainer Drahtschmidt (links), der an ihr vorbeigeht, liebt dagegen das Warten. Endlich mal kein Druck. Alexandra Semenova (rechts) kommt aus der Ukraine und berät trans Personen, während sie auf die Geschlechtsangleichung in ihrem Pass warten (mehr auf S. 20). Foto: Maximilian Gödecke







Es wird nicht alles schlecht

Meine Großmutter Inge hat vor der Wende Kirschen und Beeren eingemacht, die noch immer essbar sind. In ihrer Küche erzählt sie, was Einwecken für sie bedeutet und warum sie es jetzt nicht mehr tut.

FOTOS: TOM BURGGRAF

TEXT: KATJA GERLAND

Es ist noch nicht lange her, dass mir meine Großmutter von ihnen erzählte. Den über 30 Jahre alten Einmachgläsern. Ganz beiläufig, als würde jeder Mensch Lebensmittel aus dem vergangenen Jahrhundert zu seinen Vorräten zählen. Kurz vor der Wende machte sie die Früchte aus ihrem Garten ein. Kirschen, Stachelbeeren, Blaubeeren. Seitdem stehen sie unberührt im Kellerregal. Und bis auf die Farben, die mit der Zeit verblasst sind, sieht man ihnen ihr Alter nicht an.

Dass Lebensmittel nach über drei Jahrzehnten noch genießbar sein können, wusste ich nicht. Eigentlich kann ich es immer noch nicht glauben. Die Früchte in den Gläsern warteten schon vor meiner Geburt darauf, gegessen zu werden. Wieso stehen sie immer noch dort unten? Und wie bewahrt man Lebensmittel vor ihrem Zerfall? Ich habe Fragen, die mir nur meine Großmutter beantworten kann. Also fahre ich zu ihr nach Sachsen, um mit ihr einzuwecken.

In ihrer Küche bekommt man vom Frühlingswetter an diesem Tag nichts zu spüren. Vor dem Fenster stehen dichte Nadelbäume, die keine Sonne in den Raum dringen lassen. Deshalb schälen wir die Äpfel, die wir einwecken wollen, bei eingeschalteter Lampe. "Ich habe die halbe Nacht nicht ge-

schlafen", sagt meine Oma. Sie habe überlegt, wo der große Einkochtopf abgeblieben sei, den sie schon in den Achtzigerjahren benutzte. Ein Blick hinüber zum Herd zeigt, dass ihre Bedenken umsonst waren. In den Morgenstunden hat sie den riesigen nachtblauen Topf gefunden.

"Der ist wie neu", sagt meine Oma.
"Den hattest du doch schon vor der Wende",
sage ich.
"Ich habe ihn seitdem nicht mehr benutzt",
sagt sie.
"Also hast du seit den Kirschen
im Keller nicht mehr eingeweckt?"
"Das kann gut sein, ja."

Sie gießt Wasser in den Topf. Wir füllen drei große Einmachgläser mit Äpfeln und Zuckerwasser und stellen sie in das Wasserbad, das langsam zu dampfen beginnt. Ich frage sie, was geschehen ist, dass sie all die Jahre nicht mehr eingeweckt hat.

Meine Großmutter hat den Anfang und das Ende der DDR, den Umbruch und die Jahre danach miterlebt. Wir reden oft über ihre Vergangenheit, aber fast nie darüber, wie sich ihre Realität mit dem Mauerfall verändert hat. Umso erstaunter bin ich. als sie es dann doch tut.

Früher habe sie immer genügend Früchte und Gemüse aus ihrem Garten geerntet, "aber nach der Wende hat der Apfelbaum nie wieder so gut getragen." Sie weiß natürlich, dass ihr Obstbaum seine Leistung nicht vom politischen System um sich herum abhängig macht. Trotzdem spricht meine Großmutter heute mehr als sonst von diesem Bruch – vor der Wende, nach der Wende. Und während die Äpfel im Zuckerwasser köcheln, glaube ich zu verstehen, warum: Lebensmittel einkochen, das hatte für meine Großmutter früher eine andere Bedeutung.

"Vor der Wende konnte ich nicht einfach im Supermarkt Dosenanans kaufen, wenn ich am Wochenende Bowle machen wollte", sagt sie. Also hat sie Früchte aus ihrem Garten haltbar gemacht. In Zeiten, in denen nicht jedes Lebensmittel einen Ladenbesuch entfernt war, war es schlichtweg praktisch. Praktisch, immer ein eingemachtes Kompott als Nachtisch im Keller zu haben. Oder zu jedem Anlass eine Bowle servieren zu können.

Als sich die Supermarktregale in den Neunzigern füllten und die Ernte aus dem Garten weniger wurde, räumte meine Großmutter den Einkochtopf weg. Für Bowle und Kompott fuhr sie in den Supermarkt, statt in den Keller zu gehen. Auf die letzten Einweckgläser, die Kirschen, Blaubeeren und Stachelbeeren, legte sich Jahr für Jahr eine dickere Staubschicht. Sie wurden überflüssig in der neuen Welt um sie herum. Zumindest fast. Ein Glas der Kirschen hat meine Großmutter vor meinem Besuch geöffnet und probiert. Ihr Fazit: "Sie schmecken noch."



"Vor der Wende konnte ich nicht einfach im Supermarkt Dosenanans kaufen, wenn ich am Wochenende Bowle machen wollte", sagt Oma Inge.

Rezept

Einkochtopf und Thermometer
(alternativ Backofen)
Einmachgläser
Zucker
Früchte deiner Wahl:
Äpfel, Birnen, Kirschen...

Vorbereitung

Die Einmachgläser und Deckel auswaschen und mit einem sauberen Tuch trocknen. Bei Bügelgläsern auch das Gummi mit Wasser reinigen und trocknen. Das Obst waschen und abtropfen lassen. Äpfel, Birnen und Aprikosen schälen, entkernen und stückeln. Beeren und Kirschen von ihren Stielen und Blättern befreien. Das Obst in die Einmachgläser füllen.

Zuckerlösung zubereiten

Zucker in warmem Wasser unter Rühren auflösen. Je süßer die Früchte, desto weniger Zucker wird benötigt. Für Äpfel, Birnen und Aprikosen reichen je nach Süße 100 bis 300 Gramm auf 1 Liter Wasser. Für Beeren und Sauerkirschen etwa 200 bis 400 Gramm, für Süßkirschen 150 bis 300. Das Obst in den Gläsern mit der Zuckerlösung übergießen, bis sie davon bedeckt sind. Die Gläser sofort schließen und einkochen.

Einkochen im Einkochtopf

Den Topf mit einem Wasserbad füllen, die Gläser hineinstellen. Sie sollten zu drei Vierteln ihrer Höhe im Wasser stehen. Erst dann die Kochplatte einschalten. Mit einem Thermometer die Temperatur des Wasserbads kontrollieren. Kochzeit und Hitzegrad sind hier für 1-Liter-Gläser angegeben. Kleinere Gläser 10 Minuten kürzer, größere Gläser 10 Minuten länger einkochen. Äpfel, Birnen, Aprikosen und Kirschen 30 Minuten bei 80 Grad einkochen, Beeren 25 Minuten bei 75 Grad.

Einkochen im Backofen

Eine große, ofenfeste Schale 2 bis 3 Zentimeter mit Wasser füllen. Die Schale in die unterste Schiene des Ofens schieben und die Gläser in das Wasserbad stellen. Ofen auf etwa 180 Grad Ober-/Unterhitze erhitzen. Den Ofen wieder ausschalten, wenn das Wasserbad zu kochen beginnt. Dann erst beginnt der Prozess des Einmachens: Die Gläser bleiben noch etwa 30 Minuten im ausgeschalteten, aber heißen Ofen stehen.



Windräder oder Schwarzstorch? Die Bundesregierung scheint sich

hier

darf



festgelegt zu haben. Zum Entsetzen mancher Ornitholog*innen.

kreisen?



Mit seinem Fernglas scannt Pit Brützel den Horizont. Von links nach rechts. Er fokussiert einen Punkt am Himmel: ein kleiner, kreisender Fleck über den Baumwipfeln. Für einige Sekunden schaut er angestrengt, verfolgt den Vogel mit dem Fernglas. Aber dann: "Immer diese Bussarde." Falscher Alarm, einmal mehr.

Es ist ein Samstagmorgen im April. Brützel, 66 Jahre alt, steht auf einem kleinen Hügel in Oberbayern. Nebelfeuchte Luft umhüllt seine Regenjacke. Seit mehreren Stunden wartet er. Nicht auf Bussarde, Falken oder Meisen. Heute will er mit acht weiteren Hobby-Ornitholog*innen nur einen Vogel sehen: den Schwarzstorch.

Deutschland fast völlig verschwand. Ab den Achtzigerjahren kehrten die Großvögel aber zurück und vermehrten sich. Eine EU-Richtlinie schützt das Tier. Und in verschiedenen Bundesländern sind Zonen für den Vogel eingeräumt, die beim Bau von Windrädern beachtet werden müssen. Mittlerweile hat sich die Population so gut erholt, dass Schwarzstörche von der roten Liste der gefährdeten Arten genommen wurden. Waren es Mitte des 20. Jahrhunderts nur noch etwa ein Dutzend Brutpaare, leben nach aktuellen Schätzungen wieder mehr als 800 in Deutschland.

Doch nach den Plänen der Bundesregierung könnten die Schwarzstörche bald deutlich weniger geschützt sein.

Der Vogel braucht Ruhe und nistet abgeschieden im Wald. Windräder brauchen Platz. Den sollen sie auch in Wäldern bekommen – zum Unmut von Artenschützer*innen.

Nur wenige Menschen haben hierzulande je einen Schwarzstorch gesehen. Sein weißer Verwandter ist bekannter: der Weißstorch, der seine Nester auf Kirchtürmen und Schornsteinen baut. Vögel beider Arten haben einen weißen Bauch und einen roten Schnabel. Aber der Schwarzstorch hat dunkle Federn. Sie schimmern metallisch.

Schwarzstörche galten lange wie schwarze Katzen als Unheilsbringer. Sie wurden stark gejagt, sodass die Art aus Tausende Windräder sollen in den nächsten Jahren gebaut werden. Dabei braucht der Schwarzstorch Ruhe, sucht abgeschiedene Orte im Wald. Windkraftanlagen hingegen brauchen Platz und sollen diesen in Zukunft auch in Wäldern bekommen.

Schwarzer Vogel oder grüne Energie? Am Schwarzstorch kollidieren die beiden Öko-Anliegen: Klima- gegen Artenschutz. Ausgerechnet an einem Vogel, der so zurückgezogen lebt, dass man kaum merkt, dass er hier ist.



Pit Brützel, 66 Jahre: Der Hobby-Ornithologe sichtet Bussarde und Milane. Ausschau hält er heute aber nach Schwarzstörchen. Die Vögel sind scheu, Brützel muss warten.



Obwohl Brützel heute auf den Schwarzstorch wartet, notiert er in einem Büchlein alle Vögel, die er sieht.

Um 14:33 Uhr ist es soweit: SSt I. Er hat einen Schwarzstorch entdeckt.

Durch den Krieg in der Ukraine spitzt sich der Konflikt zu. Die Bundesregierung will möglichst schnell unabhängig von russischem Gas und Öl werden. Bis 2030 sollen 80 Prozent des deutschen Stromverbrauchs durch erneuerbare Energien erzeugt werden.

Schon in der Vergangenheit verzögerte der Schwarzstorch den Bau neuer Windräder, andere verhinderte er ganz. Unternehmen blickten daher mit Sorge auf ein Eckpunktepapier, mit dem die Regierung das Bundesnaturschutzgesetz überarbeiten und den Arten- mit dem Klimaschutz versöhnen wollte. In einer Liste im Anhang erschien der Schwarzstorch mit 15 anderen "kollisionsgefährdeten" Brutvogelarten. Für sie waren Prüf- und Schutzabstände vorgesehen. "Wenn man den Schwarzstorch nicht aus dem Entwurf bekommt, dann wird es nichts mit einer Beschleunigung der Energiewende", hieß es etwa vom Planungsbüro Abo Wind.

Ob es nun der Druck der Windkraftlobby war oder eine pragmatische Entscheidung für die Energiewende: Das Um-

weltministerium strich den Storch wieder von der Liste, wie eine Sprecherin kurz vor Redaktionsschluss im Juni mitteilte. Nach erneuter Prüfung gebe es keine Hinweise "für eine Kollisionsgefährdung der Art". An der Liste könne sich aber noch etwas ändern, so die Sprecherin.

Am Schwarzstorch scheint sich die Priorisierung der Bundesregierung zu zeigen: Der Druck durch den Krieg ist zu groß, die Energiewende muss beschleunigt werden und der Artenschutz bleibt zurück. Zum Unmut mancher Ornitholog*innen und Vogelschützer*innen. "Ich bin entsetzt und überrascht", sagt eine. "Ziemlich willkürlich", findet die Entscheidung ein anderer. Der Präsident des deutschen Rates für Vogelschutz, Andreas von Lindeiner, sagt: "Es gibt Fakten, die hier ignoriert wurden."

Warten auf den Schwarzstorch

Der Schwarzstorch reagiert äußerst empfindlich auf seine Umwelt. Ganz anders der Weißstorch. Der ist ein sogenannter Kulturfolger, er folgt den Menschen. Ist der Weißstorch



Brützel befürwortet den Ausbau der Windkraft – aber nicht in Wäldern, in denen Schwarzstörche brüten.

der extrovertierte, gesellige Draufgänger, dann ist der Schwarzstorch sein introvertierter, scheuer Bruder. Wer ihn sehen will, muss Geduld haben.

An dem Samstagmorgen im April wartet Brützel nicht alleine. Neben ihm auf dem Hügel steht die Biologin Ulrike Hars, auch sie sucht den Himmel mit einem Fernglas ab. Die beiden haben außerdem je ein Spektiv dabei, ein Fernrohr auf einem Stativ. Jeden Frühling treffen sich einige Hobby-Ornitholog*innen der Starnberger Arbeitsgemeinschaft des Landesbundes für Vogelschutz (LBV) und warten auf den Schwarzstorch. Die anderen aus der Gruppe haben sich heute auf verschiedene Standorte verteilt.

Die Vogelbeobachter*innen wollen das Brutpaar nicht stören, das sie hier im Kerschlacher Forst im Landkreis Starnberg erwarten. Aber sie möchten immerhin wissen, wo die Störche die nächsten Monate leben, bevor sie im Herbst wieder in ihr Winterquartier nach Afrika fliegen.

Brützel hat früher in einem Softwareunternehmen gearbeitet, ist aber seit Längerem in Rente. Er verfolgt die Debatten, die in Berlin über die Zukunft des Schwarzstorchs geführt werden. Es brauche mehr Windräder, sagt er. Aber eben nicht überall. "Wenn im Kerschlacher Forst eine Windkraftanlage gebaut werden soll, dann würden wir uns wehren." Der Wald ist für ihn ökologisch zu wertvoll und der Schwarzstorch zu wichtig.

Nach rund zwei Stunden auf dem Hügel ist es immer noch so neblig wie am Morgen. Drei Frauen mittleren Alters kommen über das Feld gelaufen. Sie tragen Gartenhandschuhe und haben Müllsäcke dabei. Der Hobby-Ornithologe und seine Kollegin scheinen verwirrt, die Müllsammlerinnen auch. "Wir räumen den Wald auf", sagen die Frauen. "Wir warten auf den Schwarzstorch", sagt Brützel. Den hätten sie seit einem Jahr nicht gesehen, entgegnen sie. Man wünscht sich viel Erfolg, die Frauen gehen weiter Richtung Dorf. Brützel und Hars warten weiter.

Nicht nur die Hobby-Ornitholog*innen warten wegen des Schwarzstorchs. Tobias Rödder ist Projektentwickler bei dem Unternehmen Abo Wind. Er plant seit fast zehn



FOTO: ARBEITSGEMEINSCHAFT STARNBERGER ORNITHOLOGEN/SEBASTIAN LUDWIG

Der Schwarzstorch war aus Deutschland fast verschwunden. Seit 1980 nimmt der Bestand wieder zu, der Vogel wurde von der Liste der gefährdeten Arten gestrichen.

Jahren einen Windpark bei Weiten im Saarland. "Der Schwarzstorch bremst das Projekt aus", sagt Rödder. Nach sechs Jahren Planung wurde der Genehmigungsantrag abgelehnt. Das zuständige Landesamt für Umweltschutz verwies dabei unter anderem auf den Vogel. Nach einer außergerichtlichen Einigung mit der Behörde versuchte es Abo Wind erneut – mit einem Zugeständnis: Der Windpark steht tagsüber von März bis August still. Dieses Mal genehmigte das Landesamt den Antrag, der Bau beginnt dieses Jahr. 2023 können dann vier Windräder in Betrieb genommen werden – zehn Jahre nach der ersten Ausschreibung der Grundstücksflächen durch die Gemeinde.

Künftig soll das schneller gehen. Zumindest, wenn es nach der Bundesregierung geht. Sie will unter anderem mit einheitlichen Schutzabständen Planungsverfahren beschleunigen. Dass der Bund für den Schwarzstorch erstmal keine vorsieht, dürfte Unternehmen wie Abo Wind freuen. "Es entspricht ja auch unserer Sicht, dass der Schwarzstorch nicht kollisionsgefährdet ist", sagt Rödder.

Doch selbst wenn der Vogel selten mit Rotorblättern kollidiere, störten die Windräder ihn trotzdem, kritisiert beitende des Landesamts für Umwelt in Brandenburg in einer Excel-Tabelle alle Vögel, die nachweislich wegen einer Windkraftanlage gestorben sind. Von 2002 bis 2021 wurden demnach in Deutschland fünf tote Schwarzstörche entdeckt, die mit einem Windrad kollidiert sind.

Fünf tote Störche in knapp 20 Jahren? Extrem wenig, findet das Unternehmen Abo Wind, wie aus einem Positionspapier von 2018 hervorgeht. Die Schwarzstorch-Population steige sogar, während mehr Windräder gebaut werden, heißt es darin.

Die Argumentation ärgert den Ornithologen Carsten Rohde. Er geht davon aus, dass viel mehr als nur fünf Schwarzstörche durch Windräder gestorben sind. Viele Vögel würden etwa von Füchsen geholt, bevor sie gefunden werden. Oder ein Bauer finde sie in seinem Feld, melde sie aber nicht.

Was bei diesen Konflikten zwischen Klima- und Artenschutz manchmal in Vergessenheit gerät: Das eine geht eigentlich nur mit dem anderen. Obwohl Windräder den Schwarzstorch stören, helfen sie auch ihm, sofern sie den Klimawandel abschwächen. Denn kein Klimaschutz würde

Arten- oder Klimaschutz? Das eine geht eigentlich nur mit dem anderen. Die Windräder stören den Schwarzstorch, aber helfen dabei den Klimawandel abzuschwächen – und schützen so den Lebensraum des Vogels.

Andreas von Lindeiner vom deutschen Rat für Vogelschutz. Anlagen im Wald könnten den Vogel verdrängen, sodass er sein Nest aufgebe. Laut dem Naturschutzbund (Nabu) könnten die Vorgaben außerdem gegen europäisches Recht verstoßen. Der Verband rechnet mit Klagen und langen Prozessen, sodass die Bundesregierung nicht nur den Artenschutz schwäche, sondern auch den Ausbau der Windkraft verlangsame – also das Gegenteil von dem erreicht, was sie eigentlich plant.

"Russisches Roulette"

Seit Jahren diskutieren Fachleute, Umweltschützer*innen und Unternehmer*innen darüber, wie gefährlich Windräder tatsächlich für den Storch sind. Der Ornithologe Carsten Rohde beobachtet den Schwarzstorch seit bald vier Jahrzehnten. "Wenn ich in die unmittelbare Nähe zum Nest eine Windkraftanlage baue, dann ist das russisches Roulette", sagt er. Gerade für Jungvögel, die noch "tollpatschig und unerfahren" sind, könnten Windräder in der Nähe des Brutplatzes eine tödliche Gefahr sein.

Ornitholog*innen und Unternehmer*innen streiten sich auch um Untersuchungen, die eigentlich die Debatte versachlichen sollten. Zum Beispiel dokumentieren Mitarbedeuten, dass die Bäche austrocknen, von deren Fischen sich der Schwarzstorch ernährt, und Stürme den Wald zerstören, in dem er lebt.

Ein schwarzer Punkt

Stunden später stehen Pit Brützel und Ulrike Hars noch immer auf der Anhöhe in Oberbayern und warten auf den Schwarzstorch. Sie schauen über ein Dorf hinweg, suchen die Baumwipfel nach dem Vogel ab. Plötzlich klingelt Brützels Handy. "203 Grad Südwest, Schwarzstorch", steht in der Whatsapp-Gruppe der Hobby-Ornitholog*innen. Hars geht zwei Schritte nach vorne, dreht sich nach rechts, führt das Fernglas an die Augen, senkt es wieder. "Wo ist Westen?" Brützel streckt den Arm Richtung Dorf. "Da ist er", sagt er, springt hinüber zu seinem Spektiv, sucht – und findet: nichts. "Mist, wäre ich lieber beim Fernglas geblieben."

Gegen 13 Uhr melden sich die ersten aus der Gruppe ab. Brützel und Hars bleiben. "Wir erzwingen das jetzt", sagt Brützel. Inzwischen dringt die Sonne durch die Wolken, die Sicht wird klarer. Immer mehr Greifvögel kreisen am Himmel. Turmfalken, Bussarde, Milane. "Da ist er! Schwarzstorch!", ruft Hars. Mit bloßem Auge nicht erkennbar fliegt er über den Wald.

TEXT: LENA BAMMERT UND HENRIK RAMPE

Wilkommen, dies ist die Zukunft

Puff, Sternenflotte fliegt, kurzes Flimmern: "Scotty, beam me up". Star Trek inspiriert nicht nur die Fans, sondern auch die Wissenschaft – zum Beispiel beim Beamen.

Um Menschen ins All zu bringen, braucht man viel Geld, einiges an Technikgedöns und mindestens eine Trägerrakete. Daniel Niedermayr reichen eine Platzdecke und ein Pfefferstreuer. Der 38-Jährige trägt ein graues Shirt mit dem Schriftzug "America" und ein Herz mit viel Liebe für Star Trek. Er sitzt in einem Café im Münchner Westend, nimmt die umfunktionierten Utensilien in die Hand und sagt betont feierlich: "Willkommen, dies ist der Weltraum." Niedermayr erklärt, wie die Menschheit schneller werden könnte - schneller als das Licht. Er hat das schon oft gesehen. Niedermayr ist seit über 20 Jahren Star Trek-Fan, liebevolle Selbstbezeichnung Trekkie, und das Raumschiff Enterprise reist schon seit den Sechzigerjahren mit Überlichtgeschwindigkeit durch die Galaxien. Star Trek-Fans wie Niedermayr warten nicht auf die Zukunft. Sie schauen sie sich an. Auf alten DVDs, auf Netflix, auf Amazon, in Deutschland bald auch auf Paramount+. Immer wieder. Folge für Folge, Film für Film, Heft für Heft. Sie leben gedanklich in ihr.

Der Pfefferstreuer verwandelt sich in Niedermayrs Schilderungen jetzt zu einer riesigen Masse, die ovale Platzdecke zur sogenannten Raumzeit, ein Begriff aus der Relativitätstheorie. Einstein erkannte neben den drei Dimensionen eines Raumes eine vierte: die Zeit. Anhand der beiden Gegenstände demonstriert Niedermayr jetzt, wie Reisen in Lichtgeschwindigkeit funktionieren könnte. Oder in diesem Beispiel - wie die Platzdecke möglichst schnell überquert werden kann. Er stellt den Pfefferstreuer mittig auf die Decke, sagt freudig "Bup" und führt die beiden gegenüberliegenden Stoffenden über dem Pfefferstreuer zusammen. "Ich habe den Raum gekrümmt. Wie krümmt man einen Raum? Große Massen machen das von Natur aus", sagt Niedermayr. Durch die Raumzeit-Krümmung wäre es den Menschen theoretisch möglich, schneller als das Licht zu reisen. Bei Star Trek funktioniert das jetzt schon. Durch den sogenannten Warp-Antrieb. Für die tatsächliche Umsetzung fehlt es in der Gegenwart allerdings noch an vielem - unter anderem an riesigen Energiemengen, die am besten im Taschenformat verfügbar sein müssten. Die Betonung liegt auf dem Wort noch. Denn Star Trek spielt größtenteils im 24. Jahrhundert und hat schon oft erfolgreich gezeigt, wie die Zukunft aussehen könnte.

1966 klappte Captain Kirk das erste Mal seinen Kommunikator auf, ein abgefahrenes Gerät. So groß wie eine Gürtelschnalle und auch genau dort befestigt, können damit auf Außenmissionen mobile Daten ausgetauscht und Gespräche geführt werden. 30 Jahre später stellt Motorola das weltweit erste aufklappbare Mobiltelefon vor. Name: Star-TAC. Mehrere Handy-Hersteller haben später zugegeben, sich beim Design am Kommunikator orientiert zu haben. Im ersten Star Trek-Film 1979 trug Kirk den Kommunikator wie eine Uhr – die Smartwatch lässt grüßen. Die Serie war vielen technischen Innovationen voraus: Touchscreens, Universalübersetzern und automatischen Schiebetüren.

Niedermayrs Liebe zu Star Trek begann mit 15 Jahren im Spar-Markt Angl im Westen von Füssen. Seine Mutter, so erinnert er sich, griff an der Kasse noch schnell nach dem erstbesten Heft, ein kleines Geschenk, die Schwester hatte davor auch schon was bekommen. Plötzlich hatte Niedermayr seine erste Ausgabe von Die offiziellen Star Trek Fakten und Infos in der Hand. 200 Gramm Star Trek pur. "Das hat so einen Nerv bei mir getroffen, ich wollte die Magazinreihe vollständig haben", sagt er. Jahrelang sammelt er alle Ausgaben, erzählt er. Läuft auch mal zu Fuß ins andere Dorf zur Tankstelle, wenn der örtliche Spar-Markt keine neue Ausgabe da hat. Schlussbilanz nach fünf Jahren: 13 Ordner, vollgepackt mit Informationen über Star Trek -Klingonen haben ein Herz mit acht Kammern, Vulkanier ihre Emotionen unter Kontrolle und die Vereinigte Föderation der Planeten wurde im Jahr 2161 gegründet.

Für Niedermayr ist Star Trek mehr als Unterhaltung. Wenn er davon erzählt, wie die Serie Menschen zusammenbringt, zeichnen sich Tränen in seinen Augen ab. Star Trek zeigt, wie unsere Zukunft aussehen könnte. Eine Zukunft, in der Fehler passieren, aus denen man lernt. In der Menschen verstanden haben, dass sie besonders, aber nicht besser sind. Es ist auch eine Zukunft, die deutlich schneller und technologischer sein würde. Überlichtgeschwindigkeit per Warp-Antrieb. Herstellen von Gegenständen jeglicher Art per Replikator. Beamen per Transporter.

"Beamen? Die Physik steht dem nicht im Wege", sagt Markus Roth. Er ist Trekkie und Professor am Institut für Kernphysik an der Technischen Universität Darmstadt. Und ein bisschen auch deshalb Physiker, weil er schon als Kind Star Trek geschaut hat. Mit zwölf Jahren habe er beschlossen: Ich will zur Kernfusion forschen. "Gute Science Fiction ist mehr als Unterhaltung. Sie hat immer auch den Anspruch, Erklärungen zu liefern, wie die Welt in Zukunft aussehen könnte", sagt er. In der Serie geht es nicht darum, entfesselt zwischen Planetensystemen hin- und

her zu sausen, sondern sich nach den Grundregeln der Physik zu bewegen. Roth kombiniert die Begriffe Antimaterie, Annihilations-Reaktion und Bewegungsunschärfe jetzt so anschaulich, dass keine traumatischen Erinnerungen an den Physikunterricht geweckt werden. Das mit dem Beamen hat Roth mit Kolleg*innen mal ausgerechnet. Atome von A nach B teleportieren, so Star Trekmäßig. Ergebnis der Berechnung: Wenn ein mittelschwerer Europäer sich von einer Party herausbeamen würde, setze das die Energie von ungefähr 210 Wasserstoffbomben frei. "Er sprengt die Party damit im wahrsten Sinne des Wortes". sagt Roth. Und es gebe da noch ein Problem: Die Datenmenge. Ein Mensch besteht aus zehn hoch 28 Atomen, so ungefähr. Die müssten alle eingelesen werden und für jedes Atom müsste klar sein, wo, wie schnell, in welcher Verbindung, in welchem Anregungszustand es ist. Roth hält Vorträge zur Physik in Star Trek, deshalb muss er hier nicht lange rechnen, wie viel Speicherplatz man für diese Informationen bräuchte. "Wir nehmen jetzt mal eine Ein-Terabyte-Festplatte, die ist etwa einen Zentimeter dick und wir stapeln jetzt mehrere von ihnen übereinander, um die Informationen einzulesen: Der Stapel reicht 5,5 Millionen Lichtjahre in die Höhe, das Einlesen dauert so 20.000 Milliarden Jahre." Dann schiebt Roth noch abschließend hinterher: "Ich sag mal so: Eine Alternative zum öffentlichen Nahverkehr ist das noch nicht." Wer genau aufpasst, merkt auch hier: Das

entscheidende Wort ist wieder das "noch". Noch sind die Festplattenkapazitäten zu klein und die freigesetzten Energiemengen zu explosiv. Wer nach möglichen Versionen der Zukunft sucht, könnte sie durchaus bei Star Trek finden, denn Wissenschaft und Fiktion treffen sich häufig auf der Enterprise. Star Trek-Fans sind auffallend oft Physiker*innen. Oder sind Physiker*innen einfach oft Star Trek-Fans? Es gibt keine Zahlen, die die Schnittmenge belegen. Nur einzelne Beispiele. Bei Star Trek waren am Set schon früh Wissenschaftler*innen beteiligt, die der fiktionalen Unterhaltung wissenschaftliche Glaubwürdigkeit beibrachten.

Wenn Andreas Schütz sich eine der unzähligen Folgen Star Trek anschaut, was oft vorkommt, dann sagt seine Frau zu ihm: "Der Kerl wird nie erwachsen." Schütz hat Flugzeugbau studiert und arbeitet seit 29 Jahren beim Deutschen Zentrum für Luftund Raumfahrt. In all den Jahren hat er viele Headquarter der Luft- und Raumfahrt besucht, erzählt er. In Russland, in den USA, Frankreich, Deutschland. Dazu gehören

Startplätze wie Baikonur oder das Kennedy Space Center, aber auch Kontrollzentren in Moskau und Houston. "Spätestens am zweiten Tag sieht man dort Leute mit einem Star-Trek-T-Shirt rumlaufen. Gerade bei den Amerikanern ist das unfassbar ausgeprägt. Das ist Kultur, eine Religion", sagt Schütz. Teenager*innen, die einen Ball geradeaus kicken können, horten Panini-Sammelbilder ihrer Idole, träumen vom WM-Finale, Flanke, Kopfball, Tor. In der Raumfahrt sei das nicht so viel anders, so Schütz. Erwachsene Menschen, die in ihrer Kindheit davon träumten, fremde Galaxien zu bereisen, sitzen heute in Raumfahrtzentren und forschen an Zukunftsvisionen. Der Traum weit weg und doch immer vor Augen. Ihre Überzeugung, vorgetragen von Schütz: "Beamen - wir werden es selbst nicht erleben, aber ich habe meinen Anteil dazu geleistet." 🔆

Wegen schlechter Quote wurde Star Trek: Enterprise, die erste Serie der Star Trek-Reihe, eigentlich nach 79 Folgen abgesetzt, noch bevor auch nur eine Folge hierzulande über den Bildschirm flimmerte. Mit der Mondlandung 1969 kam die Begeisterung auf, plötzlich interessierten sich die Menschen für die Raumfahrt und damit auch für Star Trek. Es folgten etwa 700 weitere Folgen, 13 Filme, hunderte Romane, mehr als 700 Comics und mindestens 67 lizenzierte Videospiele. Laufend kommen neue Episoden dazu, zwei weitere Filme sind für 2023 geplant. Star Trek gilt als eine der ersten Serien, die nicht nur einfach Zuschauer*innen hatte, sondern Fans, Trekkies wie Niedermayr, die sich in Fanclubs organisieren. Deutschlandweit gibt es aktuell in etwa 47 Städten aktive Star Trek-Stammtische. Menschen treffen sich in A, wie Annaberg im Erzgebirge (meist in der Gaststätte "Am Sauwald") genauso wie in Z wie Zwiesel an der tschechischen Grenze (einmal im Monat freitags nach Vereinbarung, auch wenn die Gruppe schon lange nichts mehr von sich hören hat lassen), um für ein paar Stunden in die Welt von James T. Kirk, Mr. Spock oder Captain Kathryn Janeway einzutauchen. Und es wäre zu einfach, das als Fachsimpeln unter Nerds abzustempeln. Anfang der Siebzigerjahre stapelten sich bei der NASA, der US-Bundesbehörde für Raumfahrt und Flugwissenschaft, 400.000 Briefe. Trekkies forderten, ein Spaceshuttle Enterprise zu nennen. Wenig später stand ein Spaceshuttle mit dem Namen Enterprise auf der Startrampe.

"Gute Science Fiction ist mehr als Unterhaltung. Sie hat immer auch den Anspruch, Erklärungen zu liefern, wie die Welt in Zukunft aussehen könnte."

Valentina flieht hochschwanger, Rafael lebt im Hotel, Krystyna hat Angst, ihre Familie wiederzusehen.

Ukrainische Geflüchtete finden sich in einem Zwischenzustand wieder. Vier Momentaufnahmen.

Valentina: Als ich in den sozialen Medien Bilder von Frauen sah, die Kinder in Luftschutzbunkern zur Welt brachten, bekam ich Angst. Ich war im achten Monat schwanger, als der Krieg losging. Unsere Familie hat ein Haus in der Stadt Winnyzja. Wir waren gerade dabei, ein Zimmer für das Baby zu renovieren.

Alexej: Ich habe Freunde in den Karpaten in der Westukraine besucht, als die ersten Bomben fielen. Gemeinsam mit meiner Frau überlegte ich, ob ich sie und die vier Kinder zu mir holen sollte. Doch wir waren unsicher: Was, wenn ich nicht durch die vielen Checkpoints gekommen wäre? Was, wenn mich das Militär auf dem Rückweg nicht mehr hätte gehen lassen?

ware? Was, wehn inch das Mintar auf dem Rückweg nicht mehr hätte gehen lassen?

Valentina: Am Ende nahm uns ein Freund
mit in den Westen des Landes. Wir fuhren noch
am Abend des 24. Februars los: Die Kinder und
ich saßen zusammen auf der Rückbank eines alten sowjetischen Fünfsitzers, das Gepäck zwischen uns. Wir fuhren an Iwano-Frankiwsk vorbei, wo der Flughafen bombardiert wurde. An



Valentina Kirilina 35, und Alexej Kirilin, 42, aus Winnyzja

diesem Tag hatte ich Angst, meinen Mann nie wiederzusehen, doch alles lief gut. Am nächsten Morgen waren wir wieder vereint.

Morgen waren wir wieder vereint.

Alexej: Die Kämpfe kamen immer näher.
Zwar waren wir in den Karpaten in Sicherheit, doch als Raketen über Kyjiw flogen, wurde uns klar, dass wir weg mussten. Weil ich vier Kinder habe, konnte ich ausreisen, obwohl ich im wehrpflichtigen Alter bin. Trotz all der Sorgen sind wir nie hilflos. Als Christen vertrauen wir auf Gott, der uns leitet.

Valentina: Hier in Oberbayern sind wir vorerst bei Freunden untergekommen – und auch als das Kind dann zur Welt kam, hatten wir Glück: Durch Zufall hatten wir eine russischsprachige Gynäkologin kennengelernt. Nun sind wir vier Monate hier. Die Zeit seit der Flucht fühlt sich an wie ein Traum: Als ob das nicht wir wären, die das alles durchleben. Unsere älteste Tochter wäre dieses Jahr in der Ukraine eingeschult worden. Nun wird sie wohl in Deutschland zur Schule gehen. Vieles ist unsicher.

FOTO: ANASTASIA TRENKLER

"Was, wenn mich das Militär nicht hätte gehen lassen?"

"Oft war ich kurz davor den nächsten Zug zu nehmen."

FOTO: PRIVAT

"Krystyna, es wird Krieg geben", sagte mein Vater am 23. Februar am Telefon. In dieser Nacht konnte ich bis drei Uhr morgens nicht schlafen. Gegen sechs wachte ich auf und entsperrte mein Handy. Seit ich 17 bin, wohne ich nicht mehr in der Ukraine. Ich studiere in Polen und besuche meine Familie dreimal im Jahr. Mit meinen Freund*innen schreibe ich viel über Instagram. In meinem Feed sah ich als Erstes Fotos von zerstörten Flugzeugteilen neben einer Straße. Ich saß in meinem Schlafanzug im Bett und habe geweint.

Zwanzig Minuten lang ging meine Mutter nicht ans Telefon. Das Warten war unerträglich. Meine Familie lebt in einem Dorf im Nordosten der Ukraine. Die Grenze zu Russland ist etwa 80 Kilometer von dort entfernt.

Kilometer von dort entfernt.

In den ersten Wochen war alles zu viel. Mein Studium musste ich aussetzen, auf der Arbeit habe ich weniger gemacht. Alle hatten Verständnis. Ich war hilflos und wütend, als ich in den Nachrichten hörte, dass russische Soldaten auf ukrainische Fluchtwagen schießen.



Krystyna Vodianytska, 23, aus Mala Pavlivka

Momentan lebe ich von Tag zu Tag. Was im Herbst sein wird, weiß ich nicht. Wird meine kleine Schwester dann wieder zur Schule gehen? Oft war ich kurz davor, den nächsten Zug in

Oft war ich kurz davor, den nächsten Zug in die Ukraine zu nehmen. Im September 2021 habe ich meine Familie zuletzt gesehen. Meine Schwester ist 13. Sie hat die letzten Monate nachts im Bunker gesessen. Ich habe keine Ahnung, wie sich Bombenalarme anhören. Ist es rücksichtslos von mir, in die Ukraine zu wollen? Ich weiß, dass ich meiner Familie nicht helfen kann. Meine Mutter sagt, dass ich sicher sei, lasse sie ruhig schlafen. Jetzt setze ich mich in den Zug, treffe meine Familie in Lwiw und dann nehme ich meine Schwester mit zu mir.

Wenn ich meine Schwester mit zu mir.

Wenn ich meine Familie sehe, will ich mit ihnen ein Eis essen oder einen Kaffee trinken gehen. Durch die Stadt laufen und reden. Aber ich habe auch Angst vor dem Wiedersehen. Dass ich nicht optimistisch bin und sie nicht unterstützen kann. Dass ich die ganze Zeit weine. Wenn ich daran denke, wird alles kalt und dunkel und ich kann nicht mehr atmen.

"Seit ich hier bin, ist die Zeit stehen geblieben."

FOTO: MARVIN WENZEL

Drei Tage lang habe ich auf gepackten Koffern gesessen. Ständig hatte ich das Handy in der Hand, wartete auf den Anruf eines Fahrers. Über Telegram hatte ich einen Studenten kennengelernt. Er versprach, einen Platz in einem Bus zu organisieren, der mich aus Odesa zur moldawischen Grenze bringen würde.

Meine Wohnung liegt im Stadtzentrum. In dem Viertel, wo ich lebte, wurden bislang keine Gebäude zerstört. Doch als die russischen Truppen am 24. Februar begannen, die Region Odesa zu bombardieren, wackelten die Möbel in meinem Zimmer. Ich bin 72 Jahre alt und ledig. Ich beschloss, zu fliehen.

Als am 7. März endlich ein Fahrer anrief, bekam ich den letzten freien Platz im Bus. Wir fuhren los und hielten schon nach einer halben Stunde wieder. Bis zum Horizont stauten sich Fahrzeuge. Die letzten zehn Kilometer zur Grenze gingen wir zu Fuß.

Vier Tage später war ich in München. Die Stadt kannte ich noch nicht. Dafür war ich in Hamburg und Bremerhaven. Als Musiker habe ich auf Kreuzfahrtschiffen gearbeitet und bin



Rafael Babayan, 72, aus Odesa

um die Welt gereist – war unter anderem in Jordanien, Norwegen und Belize. Vor dem Krieg hatte ich ein bewegtes Leben. Seit ich in Deutschland bin, ist die Zeit stehen geblieben.

Mit anderen Geflüchteten kam ich die ers-

Mit anderen Geflüchteten kam ich die ersten Nächte in einer Turnhalle unter. Seitdem bin ich mehrmals umgezogen. Ich lebte in Gäste- und Wohnzimmern von Menschen, die bereit waren, Geflüchtete aufzunehmen. Mal blieb ich für ein paar Wochen, mal für einen Monat. Das reicht aber nicht, um eine Meldebescheinigung zu bekommen. Und ohne die erhalte ich keine Aufenthaltserlaubnis.

Weil ich eine Operation hatte, darf ich ein paar Nächte in einem Hotel verbringen. Es ist eine Frage der Zeit, bis ich da wieder raus muss. Ich habe auf mehreren Wegen versucht, eine Wohnung zu finden. Bislang ohne Erfolg. Vermieter wollen lieber Frauen mit Kindern. Das ist richtig so. Ich lasse sie ja selbst vor, wenn ich vor der Wohnungsvermittlung anstehe. Trotzdem mache ich mir Sorgen: Wo kann ich als nächstes hin? Wann finde ich eine Unterkunft?

Seit etwa zwölf Jahren bin ich Aktivistin in der Ukraine und leite die NGO "You are not alone", die sich für LGBT-Rechte einsetzt. Wenn jemand diskriminiert wird, kann die Person sich bei uns melden. Jeden Tag gehen 20 bis 50 Anfragen bei uns ein. Gerade berate ich auch trans Personen. Ihre Geschlechtsangleichung steht noch nicht im Pass. Männer dürfen die Ukraine bis auf wenige Ausnahmen nicht verlassen. Sie müssen im Land bleiben und fürchten, eingezogen zu werden, auch wenn sie nicht kämpfen wollen. Trans Frauen werden wie Männer behandelt. Einige berichteten mir, dass sie bestraft wurden. Ich weiß von einer Person, die sexuell missbraucht wurde.

Ich selbst komme aus einer Stadt zwei Autostunden westlich von Kyjiw. Dort lebte ich zusammen mit meiner Partnerin. Als der Krieg ausbrach, holten wir meine Mutter zu mir. Ich habe mit mir gerungen. Soll ich bleiben und helfen, oder fliehen? Meine Mutter und meine Partnerin haben die kurzen Nächte im Keller nicht mehr ausgehalten. Ich rief meine Freundin Kamil von



Alexandra Semenova, 37, aus Schytomyr

"Munich Kyiv Queer" an und fragte, ob sie Platz hat. Mit unseren drei Katzen flohen wir nach München.

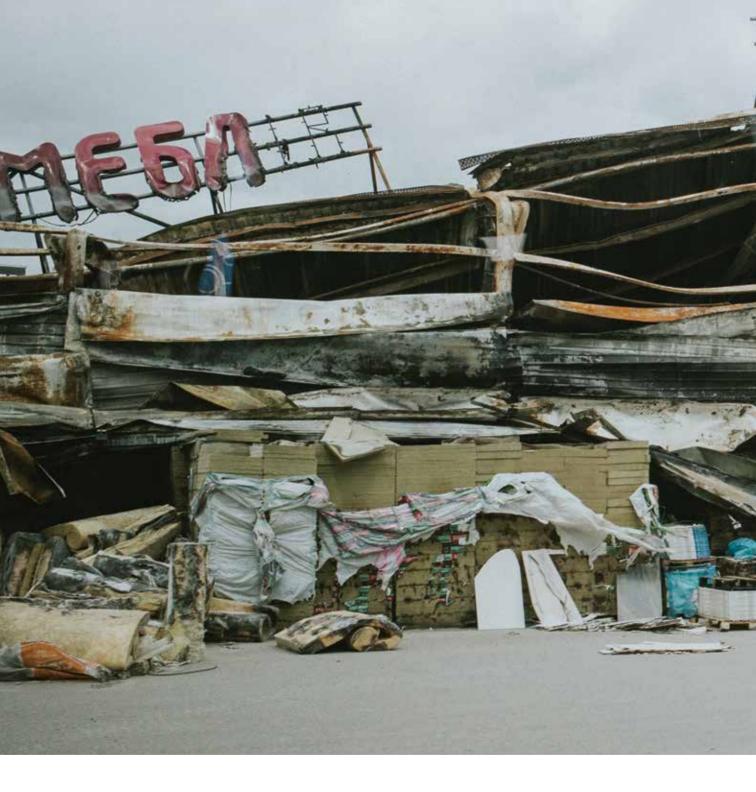
Ich arbeite viel. Meine Partnerin sagt, sie sehe mich nur beim Einschlafen und Aufwachen. Aber mir hilft es, anderen Personen zu helfen. Menschen haben ihre Arbeit und Existenzgrundlage verloren. Ich weiß, mir geht es in München gut. Deswegen will ich stark bleiben. Ich sage immer, weinen können wir später.

mer, weinen können wir später.

Mir macht Sorgen, dass der Hass gegen Homosexuelle in der Ukraine zunimmt. Dass ich von Menschen höre, die auf offener Straße geschlagen werden. Die Leute fürchten keine Anzeige, sie wissen ja, dass die Polizei anderes zu tun hat. Schon vor dem Krieg habe ich erlebt, dass Prozesse oft jahrelang dauerten und es kaum Urteile gab. Was wird in Zukunft passieren, wenn die Justiz und die Polizei nicht für die Rechte von LGBT-Personen kämpfen? Ich fürchte, wenn der Krieg vorbei ist, wird es für Homosexuelle so sein wie vor fünf bis zehn Jahren.

FOTO: CORNELIA BRAUN

Meinen Können Wirspater." Ich bin kurz über den Parkplatz des Einkaufszentrums gefahren. Dann hat mich eine Wächterin mit der Begründung weggeschickt, dass dort überall Scherben und Splitter liegen. Das Einkaufszentrum sah eingeschmolzen aus – wie Wachs.



Ein zerstörtes PROTOKOLLE: CLARA WESTHOFF Land FOTOS: THOMAS MANDL



Der Münchner Fotograf Thomas Mandl war im Mai für vier Tage in der Ukraine. Gemeinsam mit dem gemeinnützigen Unternehmen Arthelps hat er dort humanitäre Einrichtungen besucht und das Ausmaß des russischen Angriffskriegs festgehalten. Dem Klartext-Magazin stellt Mandl eine kommentierte Auswahl der Bilder zur Verfügung.



Irpin, 14. Mai 2022

Der Soldat Sergej und seine Frau haben mich in ihr Haus eingeladen, es roch verkohlt. Man konnte nicht mehr in den ersten Stock, da die Treppe verbrannt war. Auf dem Bild sieht man Sergej in seiner Küche. Er erzählte mir, dass zwei Tassen das Einzige sind, was übriggeblieben ist.



Irpin, 14. Mai 2022 Das war das Erste, was ich von Sergejs Haus gesehen habe – die komplett zerstörte Garage und das Auto.



Borodjanka, 15. Mai 2022

Viele Anwohner waren an dem Tag auf der Straße und haben Videos und Fotos von der Zerstörung gemacht. Es war schwer zu begreifen, dass in der Lücke auch mal hohe Wohnblöcke gestanden haben. Sie wurden durch russische Luftangriffe einfach dem Erdboden gleichgemacht.



Die Hilfe von JhJ ist leider immer noch überlebenswichtig

www.journalistenhelfen.org IHRE SPENDE HILFT!





Tag, Nacht, Arbeit



Ob auf den nächsten Freier oder den Sonnenaufgang: Wie ist es, bei der Arbeit ständig warten zu müssen? Eine Sexarbeiterin und zwei Nachtwächter berichten.

Gleitgel abspülen, Bettlaken wechseln, frische Unterwäsche anziehen: Früher hatte Sophie Lang dafür nur 15 Minuten Zeit, bevor der nächste Freier kam. Die Sexarbeiterin verdiente ihr Geld in einer Terminwohnung, in der einzelne Zimmer wochenweise gemietet werden können, um Kunden zu empfangen. Lang erzählt von einem ihrer Arbeitstage dort: vierzehn Stunden, zehn Männer. Verspäteten Kunden sich oder gingen früher, kam es für sie zu unfreiwilligen Pausen. Die Zeit reichte nicht, um rauszugehen oder Sport zu treiben – ihr blieb nur das Warten. An diesem Tag waren es drei Stunden.

Welche Bedeutung hat Warten in der Sexarbeit?

Lang: Bei uns ist Zeit Geld. Warten ist keine Arbeit an sich, gehört aber dazu. Dabei verdienen wir natürlich nichts. Denn wir können ja nur arbeiten, wenn jemand da ist. Es kann auch sein, dass man nichts einnimmt oder Minus macht. Dann hat man den Eintritt für einen Club oder die Miete für ein Zimmer bezahlt, aber keinen Kunden gehabt.

Was macht das mit Ihnen?

Lang: Das größte Problem ist, dass man im Arbeitsmodus ist, aber trotzdem warten muss. Dann ist man nicht in seiner Komfortzone, sondern einfach nur dauerhaft unter Strom.

Ein Freitagabend im Frühling. In der Empfangshalle im Hauptgebäude des Süddeutschen Verlags ist es ruhig, die meisten Mitarbeiter*innen haben das Hochhaus

im Münchner Osten vor Stunden verlassen. Feierabend, Wochenende, tschüss, bis Montag. Der Empfangstresen im Foyer hingegen ist durchgehend besetzt: Jede Nacht bewachen zwei Sicherheitsleute das Gebäude, ihre Schicht beginnt um 18.30 Uhr und endet morgens um halb sieben. An diesem Freitag sind Nukri Samushia und sein Kollege Stjepan Kolovrat im Dienst. Die beiden Männer erzählen, was es nachts zu tun gibt in einem Büroturm am Stadtrand, zwischen S-Bahn-Depot und Logistikzentrum.

Wie vertreiben Sie sich nachts die Zeit?

Samushia: Wenn ich einen Rundgang mache, hat der Kollege die Möglichkeit, etwas anzuschauen oder zu lesen. Nebenbei muss er aber auch die Kameras und Aufzüge kontrollieren – viel Zeit am Stück hat er also nicht. Kolovrat: Klar könnte man da zwischendurch mal Videos angucken. Aber was hast du davon? Du musst ja immer wieder wegschauen und ein Auge darauf haben, was im Gebäude passiert.

Wie viel Zeit der Schicht verbringen Sie denn mit Warten?

Samushia: Insgesamt, mit der einstündigen Pause, vielleicht zwei Stunden.

Kolovrat: Warten würde ich das nicht nennen. Du weißt ja nicht, was kommt. Abwarten, was demnächst passiert, so könnte man es formulieren. Tagsüber ist es eine ganz andere Welt. Da ist ja Leben im Haus. Aber nachts sind wir nur zu zweit. Eine gewisse Anspannung ist immer da, denn du hast wechselnde Kollegen und jeder reagiert anders auf Unerwartetes. Menschlich muss es bei zwei Leuten passen. Das sagt unser Bereichsleiter auch: "Ihr sollt's euch nicht lieben, aber auskommen müsst's schon." Vor allem, weil eine Schicht zwölf Stunden dauert, nicht acht.

Samushia: Also ich verbringe mehr Zeit mit meinen Kollegen als mit meiner Frau.

So verschieden die Branchen auch sind: Sexarbeiter*innen und Nachtwächter*innen müssen Zeit verstreichen lassen, in der mal mehr, mal weniger passiert. Die Grenzen zwischen Arbeits- und Wartezeit verschwimmen.

Am liebsten nutzte sie ihre Wartezeit für Dinge, die sie in den Pausen zwischen den Terminen nicht schaffte, erzählt Sophie Lang, Anstatt einen Film zu schauen - der sie nur müde gemacht hätte räumte sie auf, ordnete Schubladen und sortierte Unterwäsche. Doch irgendwann hatte sie die letzte Waschmaschine angestellt und jede Ecke des Zimmers in Ordnung gebracht. Ab und zu schoss sie Fotos von ihrem Körper, die sie in ihrem Whatsapp-Status postete. Dazu schrieb Lang, wo sie gerade war – falls ein Kunde spontan vorbeikommen wollte. Wenn niemand sie buchte und alles erledigt war. spielte sie Candy Crush.

Ihre Zeit in Terminwohnungen ist inzwischen vorbei, aktuell eröffnen Sie ein Bordell und arbeiten gelegentlich noch als Escort. Unterscheidet sich das Warten je nach Arbeitsumfeld?

Lang: Es gibt die Escorts, Bordelle mit Zimmervermietung, Clubs und ganz unten wäre der Straßenstrich. Die Frauen auf dem Strich und im Club verdienen pro Stunde am allerschlechtesten. Die Escorts verdienen natürlich richtig gut. Ich war auch bei einer Agentur und unter zwei Stunden für 800 Euro ging gar nichts, das war die Mindestbuchzeit. Und wenn man das vergleicht, in zwei Stunden 800 Euro oder wie im Club 50 Euro in einer halben Stunde. Das ist schon ein großer Unterschied. Sexarbeiterinnen auf dem Straßenstrich oder im Club warten auch viel mehr als Escorts, die ja zu Hause sind. Je mehr man wartet, desto geringer ist der Stundenlohn.

Während Stjepan Kolovrat am Empfang sitzen bleibt, streift Nukri Samushia durch das Hochhaus des Süddeutschen Verlags. Zwei Rundgänge müssen jede Nacht erfolgen, erklärt er. Einer pro Wachmann. Dauer: je eineinhalb bis zwei Stunden. "Wir müssen die Türen aller Räume schließen", erzählt Samushia. "Und wir müssen die Teeküchen und Toiletten auf allen Stockwerken kontrollieren. Da gab es in der Vergangenheit immer mal wieder Wasserschäden." Auch im Treppenhaus sind Hydranten, die begutachtet werden müssen. Anstatt den Aufzug zu nehmen, laufen die Sicherheitsleute die 28 Etagen deshalb zu Fuß ab. Hinzu kommen Kontrollgänge durch den Keller, die Tiefgarage und über das Außengelände - mehrmals pro Nacht. Immer wieder halten sich Obdachlose, Betrunkene oder Drogenkonsument*innen auf dem Grundstück auf, sagt Samushia. Und auch der Sicherheitsmann in der Verlagsdruckerei auf der gegenüberliegenden Straßenseite muss

zwischenzeitlich für seine Pause abgelöst werden. Eine weitere wichtige Aufgabe der Nachtschicht: Schlüsselkarten programmieren. Das funktioniert nur, wenn die jeweilige Tür geschlossen ist. Also erstellen die Tagschicht-Mitarbeiter eine Liste, die Nachtwächter arbeiten sie ab.

Was tun Sie gegen die Müdigkeit?

Kolovrat: Du kommst gar nicht dazu, müde zu werden, wenn du dir die Aufgaben richtig einteilst. Rundgang, Verwaltungsarbeit, andere Kleinigkeiten. Du bist dauernd in Bewegung.

Samushia: Früher, als ich noch regelmäßig Nachtschicht hatte, habe ich mindestens fünf Tassen Kaffee getrunken. Du kämpfst zwar gegen die Müdigkeit, aber die kommt irgendwann. Heute Nacht werde ich bestimmt gegen zwei Uhr müde. Aber sobald ich einen Kaffee trinke und draußen an der kalten Luft eine Zigarette rauche, geht es wieder. Dann habe ich nochmal Sprit für eine Stunde. Und danach muss ich wieder rausgehen oder Rundgänge oder etwas anderes machen.

Wann kommen Sie nach einer Nachtschicht ins Bett?

Kolovrat: Nach einer Schicht gehe ich zwischen acht und halb neun am Morgen ins Bett und schlafe bis 14 Uhr. Die freien Tage nutze ich dann zum Ausschlafen, da werden es schon mal acht bis zehn Stunden. Ich war schon immer eher der Nachtmensch. Früh ist nicht meine Welt, deshalb arbeite ich hier nur nachts.

Sexarbeiter*innen wissen oft nicht, wie der nächste Monat, die kommende Woche oder der folgende Tag aussieht. Denn Sexarbeit findet meistens nicht im Angestelltenverhältnis statt, um sicherzustellen, dass der Beruf freiwillig ausgeübt wird. Das macht die Tätigkeit so un-

sicher wie jede Selbstständigkeit. In der Terminwohnung, erzählt Sophie Lang, war Leerlauf am Abend das Härteste. Denn je später es war, desto anstrengender wurde das Warten. Vor allem der letzte Kunde am Tag war ein Risiko. Kannte sie ihn nicht, war ungewiss, ob er noch kommen würde. Im schlimmsten Fall verlor sie Zeit zum Schlafen und Geld zum Leben. Früher sei ihr so etwas häufiger passiert: Jemand meldete sich an und tauchte nicht auf. Inzwischen kann Lang einschätzen, ob ein Mann es ernst meint, sagt sie.

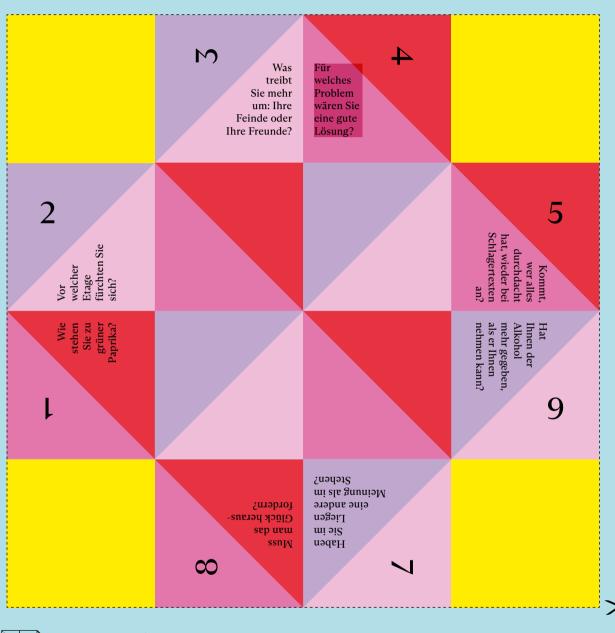
Was war für Sie daran am schlimmsten?

Lang: Wenn es schon richtig spät ist und du denkst: "Ich will jetzt eigentlich nur heim, mich abschminken, etwas essen, ins Bett." Doch es hat sich jemand angekündigt und dann kommt er zu spät oder einfach gar nicht. Man kriegt solche Aggressionen. Du rechnest ja auch mit den 200 Euro, die du nachher noch einnimmst, und denkst dir: "Dann habe ich heute 1.000 Euro gemacht." Kommt der Kunde dann nicht, bist du so enttäuscht. 200 Euro für eine Stunde sind ja richtig viel und die nicht zu haben, merkt man. Die tun schon weh.

Zum Schutz der Protagonistin verwenden wir im Text ihren Alias-Namen, den sie beruflich nutzt. Ihr echter Name ist der Autorin bekannt. Der Text ist aus unabhängig voneinander ablaufenden Recherchen entstanden.

Fahrstuhleffekt

Morgens, mittags, abends: betretenes Schweigen im Aufzug. Dabei könnte jede Fahrt eine Begegnung sein. Dieses Spiel macht es möglich! Acht Fragen, die dein Office-Life verbessern.





Falte das Papier an allen Hilfslinien und klappe es wieder auf



Falte alle Ecken zur Mitte, sodass um; die Rückseite ein kleineres Quadrat entsteht



Drehe das Papier zeigt nach oben



Wieder die Ecken zur Mitte falten



Dreh das Papier

um. Greife mit vier Fingern in die vier Kammern der Rückseite



Fertig! Scanne den QR Code und finde heraus, wie das Spiel funktioniert







Wer Telefonanbieter, Ärzt*innen oder Ämter anruft, muss geduldig sein. Das will ich lernen – und räume am Telefon mein Leben auf. Ein Tag in der Warteschleife.

08.37 Uhr: Es ist Montagmorgen, viel zu früh, und mein Mitbewohner gibt mir auch noch einen mit: "Viel Spaß am Telefon, kannst ja anrufen, wenn du durch bist." Ich hadere mit meinem Plan, alle offenen Baustellen in meinem Leben an einem Arbeitstag abzuarbeiten. Acht Stunden, fünfzehn Anrufe. Puh. Ich bin 24 Jahre alt. Ein Alter, in dem kaum jemand gerne telefoniert. Zu jung, um Dienstgespräche routiniert und ohne vorherigen 200er-Puls anzugehen, zu alt, um meine Verpflichtungen einfach zu ignorieren. Lange habe ich genau das gemacht: unbekannte Anrufer*innen durchklingeln lassen, Briefe vom Amt nicht geöffnet, Kontoauszüge gar nicht erst angeschaut. Damit ist jetzt Schluss. Heute werde ich aufräumen: die Streamingdienste und Handyanbieter anrufen, deren Abos ich vergessen habe zu kündigen oder deren E-Mail-Verteiler mir immer noch Werbung schicken. Dafür zuerst: Kaffee.

08.53 Uhr: Mein erster Anruf geht an Mobilcom-Debitel. Die Hotline und ich kennen uns. Für zwei Jahre sollte ich hier einen Vertrag für unbegrenzte Anrufe, SMS und drei Gigabyte Datenvolumen bekommen. Aus zwei Jahren wurden vier – ich hatte die Kündigungsfrist vergessen –, nach einem Hotline-Marathon im letzten Jahr konnte ich den Vertrag wenigstens zum Ablauf dieser Frist kündigen. Und obwohl ich seitdem schon hunderte Male auf "Newsletter abbestellen" geklickt habe, bekomme ich weiter E-Mails mit "Vorteilsangeboten", deren Vorteil vor allem darin besteht, doch wieder Kunde bei Mobilcom-Debitel zu werden. Das heißt: nochmal anrufen.

09.07 Uhr: Die ersten Minuten im Wartezirkus. Ich wähle die Nummer des Handyanbieters, und die wohl nervigste Stimme Deutschlands hebt ab: "Moin moin! Geil, dass du anrufst, Dieter Bohlen ist hier. Ich hab' schon mal alles getestet und kann bestätigen: Mobilcom-Debitel ist echt mega!" Spätestens jetzt weiß ich: Das wird ein langer Tag.

09.18 Uhr: In der Warteschleife läuft "You Can't Keep It From Me Forever" von Peter Doherty und Frédéric Lo. Nach ein paar Takten sedierender Belanglosigkeit dröhnt eine altbekannte Stimme in meinen Lautsprecher: "Ist zwar nicht von mir, aber auch ganz geile Musik!" Die schmierige Stimme, das autohändlerartige Lachen am Ende: Es kann nur Bohlen sein. Vor Schreck tippe ich auf die Null auf meinem Ziffernblock. Unbekannte Eingabe, die Musik geht von Neuem los. Bohlen Eins, Selbstversuch Null.

09.34 Uhr: Immer noch Mobilcom-Debitel. Inzwischen singt Cat Power "What The World Needs Now". Ich weiß nur, was *ich* in diesem Moment bräuchte. Aber irgendwann muss ja jemand rangehen, irgendwann muss eine Leitung frei sein. Noch einmal Bohlen, der betont "wie geil" Mobilcom-Debitel ist (was auch immer das für einen Handyanbieter konkret bedeutet). Und wann wurde etwas nicht seriöser, besser, *geiler*, je öfter man es betont?

09.39 Uhr: Um identifiziert zu werden, soll ich das Geburtsdatum und meine Kundennummer einsprechen, was mich in eine Pattsituation bringt: Ich rufe eben an, weil ich kein Kunde mehr bin. Im Gegenteil, ich will bloß keiner werden. Deswegen will ich die Werbung ja abbestellen. Die alte Kundennummer reicht, und es grenzt an ein Wunder, dass ich sie in meinem Notizen-Wirrwarr auf dem Handy gefunden habe. Es folgen: ein bisschen Verhandlung, etwas Verwirrung ("Wenn Sie gekündigt haben, was bekommen Sie dann noch von uns?") und schließlich – Triumph. Ich werde aus dem Verteiler genommen, diesmal wirklich,

eine Bestätigung folgt per Mail. Mit diesem Schwung geht es zum nächsten Gespräch.

geht nicht ran, Eventim auch nicht. Begründung: Alle Leitungen belegt, zurzeit alle Mitarbeitenden im Gespräch. Ich muss es später nochmal probieren – aber was heißt später? Gab es jemals einen dokumentierten Fall, in dem jemand später direkt durchkam? Dessen Problem gelöst wurde? Und, ich traue mich kaum das zu fragen, dafür nicht weiterverbunden werden musste?

10.53 Uhr: Man sagt ja, bei To-do-Listen geht man zuerst die einfachen, dann die schweren Sachen an. Psychologischer Kniff, jeder Haken entfacht schließlich neue Motivation. Was normalerweise das Staubsaugen vor der Steuererklärung ist, wird bei mir der Zahnarzt. Der kann sich keine ewigen Warteschleifen erlauben, sonst verirrt sich niemand zur nächsten Plomben-Behandlung. Und tatsächlich: kurzer Anruf, schneller Termin, glücklicher Kunde. Bis ich dann kommende Woche wirklich zur Behandlung muss.

11.34 Uhr: Kommen wir nun zum schwierigen Teil der To-do-Liste. Zur Steuererklärung der Warteschleife. Zur Deutschen Bahn. Dem Endgegner. Die lässt einen ja – Entschuldigung – schon im echten Leben warten. Wie soll da erst die Warteschleife werden?

11.47 Uhr: Nach 13 Minuten kann ich sagen: Fans von Lounge-Musik kommen voll auf ihre Kosten. Leider bin ich keiner.

11.51 Uhr: Es tut sich was! Allerdings nur in Bezug auf die Wartemusik. Die wurde nämlich geändert, es geht mit einem neuen Dü-Düp-Döp-Düp-De-Düp weiter – einer Akustikversion des Werbejingles aus dem Fernsehen.

11.57 Uhr: Man muss sich Sisyphos als glücklichen Menschen vorstellen. Oder als Wartenden. Soll heißen: Bei der Bahn nimmt weiter niemand ab.

12.09 Uhr: Endlich. Das Bahncard-Zahlungsverfahren ist gewechselt, die eigene Geduld dafür aufgebraucht. Zeit für eine Pause.

13.53 Uhr: Hinein in die zweite Hälfte des Tages, dieses Mal vertauschte Rollen. Statt selbst anzurufen, klingelt mein Telefon. Eine unbekannte Nummer steht auf dem Display. Ich gehe ran und es folgt: nichts. Dreimal wiederholt sich der Anruf, jedes Mal Stille. Ich google, die Nummer gehört zum Kundencenter von Joyn. Natürlich rufe ich zurück – alle Leitungen belegt.

14.27 Uhr: Laut dem e-Commerce-Magazin für Geschäftserfolg im Internet dient Warteschleifenmusik nicht nur der Tortur aller Kund*innen (meine Vermutung), sondern kann "den Anrufer entspannen, bewegen, inspirieren, ablenken oder einfach nur nerven." Meine Volksbank hat sich für letzteres entschieden. Es wird immer die gleiche Werbemusik abgespielt, gepaart mit einer Ansage auf Bayerisch, die für alle Menschen mit einem Geburtsort nördlich von Schweinfurt unmöglich zu verstehen ist. Dabei gibt es so viele Möglichkeiten: In der e-Commerce-Umfrage zur bevorzugten Wartemusik gaben immerhin sieben Prozent der Befragten Hip-Hop an, sechs Prozent Country und drei Prozent buddhistische Gesänge. Man muss

14.29 Uhr: Übrigens, Platz Eins der Umfrage teilen sich klassische Musik und – wer hätte das gedacht – Stille.

nur bei den Richtigen anrufen...

14.47 Uhr: Warum gibt es Warteschlangen? Warum muss ich telefonieren? Im 21. Jahrhundert. In einer Zeit, in der man selbst um 03.37 Uhr nachts auf einer Dorfparty irgendwo in Niedersachsen noch online ein Taxi bestellen kann. In der es für Essensbestellungen, Steuererklärungen und sogar Therapiestunden Apps gibt. Warum gibt es diese Apps immer nur, wenn ich Geld ausgeben will? Und nie, wenn ich welches zurückbekommen soll? Wo ist die verfluchte App, die Warteschlangen überspringt? Und welchem Juror aus der *Höhle der Löwen* kann ich diese Idee verkaufen?

15.03 Uhr: Auch bei der letzten großen Firma, der Fluglinie Sunexpress, zieht sich die Warteschleife. Ich beginne, langsam vor mich hin zu fluchen. Das wird von der Meldung unterbrochen, dass "einzelne Gespräche aufgezeichnet" werden. Dieses Ausrasten unter Beobachtung, das kontinuierliche Wahnsinnigwerden, während alle anderen zuschauen, fühlt sich immer mehr wie ein Tag in der *Truman Show* an.

15.17 Uhr: Warum hört sich eigentlich die Soundqualität jeder Warteschleife an wie aus einer McDonald's-Musikbox, die man früher zum Happy Meal bekam?

15.38 Uhr: Warten. Was heißt das eigentlich? In den meisten Fällen, sich noch Popcorn für das Ende der Kinowerbung aufzuheben. Oder dem Abpfiff entgegenzufiebern, damit die Lieblingsmannschaft beim Fußball gewinnt. Oder darauf, dass Joyn nochmal anruft.

15.52 Uhr: Es ist doch so: Warten ist ein kapitalistisches Scheiß-Konzept, durch das irgendein Typ, der davor sein ganzes Personal rausgeschmissen hat, mit dem letzten, völlig überarbeiteten Rest noch mehr Profit aus seinem Laden quetscht. Deswegen gibt es zu wenig Züge, zu wenig Kellnerinnen, zu wenig Kassierer im Supermarkt. Aber Warten ist nicht gottgegeben, Warteschlangen sind kein Naturgesetz. Wir müssen warten, weil es sich für irgendeinen reichen Sack noch mehr lohnt. Man müsste Leute einstellen, weg vom Anonymen zu mehr Kundenkontakt, man müsste... ach, wo führt das hin. Selbst auf die Revolution müssen wir ja noch warten.

16.14 Uhr: Langsam geht mir die Puste aus. Der Wlan-Anbieter meiner WG spielt auf Zeit. Weicht Fragen aus, warum der zweite Router nie funktioniert. Vermittelt mich

weiter, versucht, mir einen neuen Router anzudre-

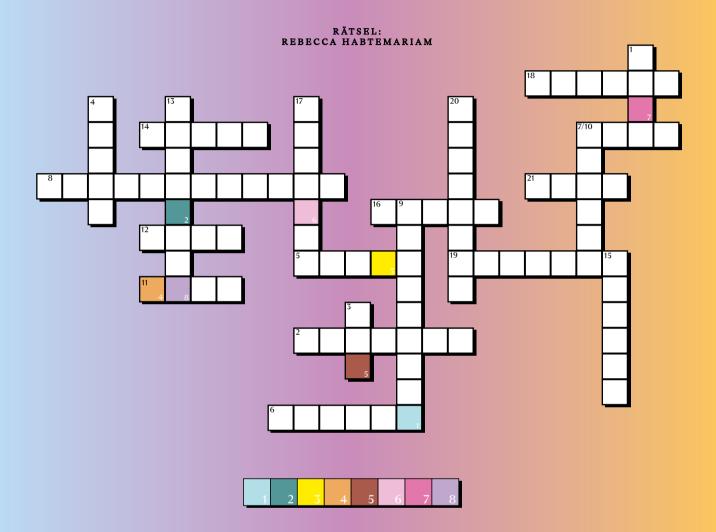
hen. Daraus ergibt sich eine merkwürdige Mischung aus Wut und Resignation: Wut auf den Anbieter, der mich doch sowieso abzocken will und Resignation darüber, dass ich es im Zweifel nicht einmal merken würde. Ich lehne ab. Keine Ahnung, ob das die richtige Entscheidung war. Zumindest werde ich nicht mehr weiter verbunden.

16.37 Uhr: Ein Check beim Hausarzt, ein Termin für die Reparatur meiner Rucksackschnalle – langsam ist alles abgehakt. Anrufe mit weniger als fünf Minuten Wartezeit sind für mich inzwischen kleine Erfolgserlebnisse. Fast freue ich mich auf das monotone Gedudel und die paar Minuten Auszeit. Habe ich das Warten gelernt oder ist mir die Einteilung meiner Lebenszeit gleichgültiger geworden?

16.51 Uhr: Der vierte und letzte Versuch bei Eventim. Wieder kein Durchkommen, ich gebe auf. Meine Caribou-Tickets werde ich nicht erstattet bekommen. Ich habe alles gegeben, aber das Callcenter gewinnt. Eigentlich eine simple Taktik: Wenn immer alle Leitungen belegt sind, ruft niemand mehr an.

17.04 Uhr: Geschafft. Ich habe gelernt, was Warten wirklich heißt. Warten bedeutet Sehnsucht. Ein fast schon physisches Verlangen nach dem Ende einer auferlegten Qual. Wem das zu philosophisch ist: Warten ist der Wunsch, nie wieder mit Musik wie aus zu lauten McDonald's-Spielzeugboxen beschallt zu werden, sich nicht auf falsche Zeitangaben verlassen zu müssen (die voraussichtliche Wartezeit beträgt fünf Minuten, na klar) oder einfach nur zu hoffen, nie wieder von Dieter Bohlen erschreckt zu werden.

a Kreuzw@rträtsel



- 1. Welche*r Kanzler*in war am längsten im Amt?
- 2. Herrschte knapp 42 Jahre über Libyen
- 3. Von welcher Partei verkündete ein*e Ministerpräsident*in nach nur einem Tag den Rücktritt?
- 4. Hat den an einem Tag spielenden Wälzer "Ulysses" geschrieben
- 5. Auf wen warten Wladimir und Estragon in dem berühmten Theaterstück von Samuel Beckett?
- 6. Welcher Popstar stand mehr als 13 Jahre unter Vormundschaft?
- 7. Saß knapp 18 Staffeln in der Jury einer Castingshow
- 8. Bei welcher Fernsehshow kämpfen mehrere Männer um die Gunst einer Frau?
- 9. Welcher deutsche Fußballer hat die meisten Länderspiele absolviert?

- 10. Ehemaliger jamaikanischer Sprinter
- 11. Wo begann der Dreißigjährige Krieg?
- 12. In welcher Dynastie wurde die Chinesische Mauer in ihrer heutigen Gestalt gebaut?
- 13. Langsamstes Säugetier der Welt
- 14. "Los geht's!" auf Spanisch
- 15. Schwerfällig, lahm
- 16. Haltesignal an der Straße
- 17. Instandhaltung, Versorgung
- 18. In welcher europäischen Stadt stand man 2021 am längsten im Stau?
- 19. Welches Säugetier ist am längsten schwanger?
- 20. Wo ist die Pressefreiheit schon am längsten per Gesetz festgeschrieben?
- 21. In welcher deutschen Stadt leben die meisten Ü65-Jährigen (Stand 2020)?



Auf die Bahn, an der Kasse, im Amt: Warten nervt. Ein Soziologe reiste um die Welt, um zu verstehen, warum.



Eyo, wir warten. Ständig irgendwo und verschwenden so viel Zeit. Wir warten. Fragen uns, wann ist es endlich soweit. Und wir warten. Es macht uns mürbe, macht uns schläfrig. Wir warten. Und ab und zu warten wir sogar mal vergeblich.

So rappte die Band Blumentopf in einem Song vor gut 20 Jahren: Wir tun's am Treffpunkt, in Fahrstühlen und in der U-Bahn / Wir tun's vor geschlossenen Schranken und vor Computern. Warten ist Teil des menschlichen Alltags - und zwar ein ziemlich großer. Durchschnittlich 40 Stunden standen beispielsweise deutsche Autofahrer*innen 2021 laut einer Studie im Stau. Wir tun's im Stadtverkehr, an Baustellen und an Ampeln.

Wartezeiten gehören zum gesellschaftlichen Zusammenleben, ohne sie funktioniert unser Tagesablauf nicht. Deswegen bringen viele Eltern ihren Kindern schon früh bei, dass sie sich manchmal gedulden müssen und nicht alles sofort haben können. Trotzdem sind auch Erwachsene oft genervt: Es macht uns mürbe, es macht uns schläfrig. Warum ist das so? Warum ist das Warten für die einen anstrengender als für die anderen?

An der Universität Konstanz forscht Andreas Göttlich zu diesem Thema. Vom Bodensee reiste der Soziologe dafür um die Welt, war unter anderem in Japan und in Argentinien. In Buenos Aires habe er Menschen an Bushaltestellen beobachtet, erzählt er am Telefon. Auch Reisende an verschiedenen Flughäfen, sogar das Wartezimmer beim Arzt habe er untersucht. Wartet Göttlich selbst gerne? Auf positive Dinge schon, sagt er. Also auf Dinge, für die er Vorfreude empfindet. "Ich warte wie wahrscheinlich die meisten lieber, wenn ich weiß, dass das, worauf ich warte, auch tatsächlich eintreten wird." Und wenn er weiß, wie lange es bis dahin dauert.

Doch nicht immer ist das klar: Kommt der Bus fünf Minuten zu spät oder 20? Ist er vielleicht doch pünktlich oder fällt die Fahrt heute komplett aus? Oft haben wir diese Informationen nicht – ein Grund dafür, warum das Warten so anstrengend sein kann. Auch weil die Unwissenheit dem westlichen Selbstbild eines selbstbestimmten Lebens entgegenstehe, sagt Göttlich.

Immerzu auf irgendwas und irgendwen

Laut dem Soziologen ist das Warten immer auf ein Ziel ausgerichtet. Das könne auch ganz vage sein. Auf bessere Zeiten, große Chancen und den Pausengong.

Wenn man länger über das Thema nachdenkt, kann es passieren, dass sich so manche existenzielle Frage aufdrängt. Denn ist nicht das letzte Ziel eines menschlichen Lebens der Tod? Kann man das Leben nicht als sehr langes Warten auf den Tod verstehen? "Diese grundlegende Haltung der Knappheit des Lebens, der begrenzten Lebenszeit, das ist etwas, was Menschen ausmacht", sagt Göttlich. Das Wissen um die eigene Sterblichkeit, die tickende Uhr, könnte unser angespanntes Verhalten in den kleinen Wartesituationen des Alltags erklären: Wir verfügen nur über eine gewisse Menge an Zeit; die wollen wir nicht sinnlos vergeuden.

Viele Menschen in der westlichen Kultur empfänden ungenutzte Zeit als leere Zeit, sagt Göttlich: "Dann kommt sie uns besonders lang vor." Fünf Minuten an der Haltestelle stehen, dabei Freund*innen auf dem Handy schreiben: in Ordnung. Fünf Minuten ohne Handy alleine im Bushäuschen sitzen: für viele eine Qual. "Wenn wir gezwungen sind zu warten und nichts anderes machen können, dann sind wir besonders anfällig, während dieser Zeit Langeweile zu empfinden."

Wir verfügen nur über eine gewisse Menge an Zeit; die wollen wir nicht sinnlos vergeuden.

Und die Zeiger der Uhr scheinen sich nicht weiter zu drehen

Was stört, könnte also nicht das Warten selbst sein, sondern die Langeweile, die dabei entsteht. Psycholog*innen haben diverse Persönlichkeitsmerkmale identifiziert, die damit korrelieren, wie häufig Menschen Ödnis empfinden. Dabei spielen Faktoren wie Aufmerksamkeitsspanne, Selbstkontrolle, aber auch der Umgang mit den eigenen Gefühlen eine Rolle.

Der Soziologe Göttlich hingegen hat eher größere, gesellschaftliche Zusammenhänge im Blick. Den westlichen Umgang mit Zeit in der Moderne sieht er geprägt vom protestantischen Arbeitsethos: Zeit ist eine Ressource, die möglichst effizient eingesetzt werden soll.

Viel zu oft, viel zu lang

Doch andere Kulturen haben mitunter ein anderes Zeitverständnis. Der amerikanische Anthropologe Edward T. Hall unterschied im 20. Jahrhundert zwischen monochronem und polychronem Zeitverständnis. In monochronen Kulturen folgt eine Handlung, ein Arbeitsschritt auf den nächsten. Zeit gilt als kostbares Gut, Termine und Pläne sollen eingehalten werden. In polychronen Kulturen gilt Zeit quasi als unbegrenzt. Mehrere Handlungen können parallel ablaufen, Termine müssen nicht zwingend eingehalten werden, persönliche Beziehungen und Begegnungen sind wichtiger als Zeitpläne. Halls Unterteilung gilt heute als etwas grob. Trotzdem deutet sie auf einen kulturell unterschiedlichen Umgang mit dem Warten hin: Ein eher "monochroner" Mensch - beispielsweise in Deutschland - scheint das Stocken einer Handlung schwerer ertragen zu können, weil er nicht auf andere, parallele Handlungen ausweichen kann. Eher "polychronen" Menschen - beispielsweise in Lateinamerika - falle das leichter, schlussfolgert Göttlich.

Darauf, dass das Warten irgendwann ein Ende hat

"Die Moderne", sagt er, "wurde verschiedentlich beschrieben als ein Projekt, das Wartezeiten abschaffen sollte. Alles soll effizienter laufen. Am besten sollten wir gar nicht mehr warten im alltäglichen Miteinander. Leider funktioniert das selten wie gewünscht." Im Gegenteil: Wir tun's in Discos an der Bar und an den Garderoben / Wir tun's in Fußballstadien und in Theaterlogen.

Doch manchmal ist Warten vielleicht gar nicht so schlimm – obwohl es nerven kann. Denn was wäre ein Leben ohne Vorfreude und gespannte Erwartung: in der Schlange am Festival-Einlass zum Beispiel oder in den Momenten, bevor die Lieblingsband endlich die Bühne betritt?

2016 gaben Blumentopf ihr Abschiedskonzert – nach 24 Jahren Bandgeschichte. Noch immer hoffen Fans auf eine Reunion, eine Platte, wenigstens einen neuen Track. Doch: Ab und zu warten wir sogar mal vergeblich.

Die Warteliste



Mit neun Jahren habe ich mein erstes Mixtape auf CD gebrannt und meiner besten Freundin geschenkt. Später war ich für die MP3-Player meiner Freund*innen verantwortlich; da habe ich (natürlich ganz legal) die besten Banger zum Flaschendrehen draufgeladen. Auf gute Songs musste in meinen Playlists nie iemand warten: Hier sind 14 Lieder, mit denen die Zeit wie im Flug vergeht.

PLAY

1. (Sittin' On) the Dock of the Bay

Otis Redding

2. Waiting For A Train

Flash and the Plan

3. Waiting In Vain

Bob Marley & The Wailers

4. Time

Pink Floyd

5. Paul ist tot

Fehlfarben

6. Warte auf mich auf dem ...

Tocotronic

7. If you wait

London Grammar

8. Wait

M83

9. Waiting Underground

Patti Smith

10. I'm Waiting For The Man

The Velvet Underground, Nico

11. Memories Can't Wait

Talking Heads

12. I Can't Wait

The Whites Stripes

13. Devil's Waitin'

Black Rebel Motorcycle Club

14. (Are You) the One That I've ...

Nick Cave & The Bad Seeds

TEXT: OSKAR PAUL

Sphinx,

189 Jahre,

gut erhalten,

darauf warten, gekauft zu werden.

Fünf Antiquitätenhändler*innen erzählen von Objekten, die schon lange darauf warten, gekauft zu werden



Gartenskulptur Sphinx England, 19. Jahrhundert, Künstlicher Kalkstein, 14.650 Euro

Zwischen Schränken, Säulen und einem Schildpatt-Spiegel thront eine terrakottafarbene Sphinx: eine mythologische Kreatur mit dem Körper einer Löwin und dem Kopf eines Menschen. Der Antiquitätenhändler Eric Meletta erwarb die Sphinx vor langer Zeit, mindestens 15 Jahre sei das her, sagt er. "Ein ganz tolles Gartenobjekt." Die Sphinx wurde 1833 von dem englischen Künstler Felix Austin geformt, der auch Queen Victoria beliefert haben soll. Sie misst 93 × 122 cm und ist aus künstlichem Kalkstein, einem wetter-



Eric Meletta

beständigen Material, das Austin entwickelt hat. Warum Meletta die Sphinx noch nicht verkaufen konnte? Die Skulptur, sagt er, passe nicht zur deutschen Gartenkultur. "Das ist mehr was für Frankreich oder England." Seit 46 Jahren handelt er mit Antiquitäten, früher auf zwei Etagen in der Münchner Maxvorstadt, heute in einem kleinen Geschäft im Glockenbachviertel. Durch den Umzug und Corona blieben die Kund*innen fern, sagt er. Das Warten ist für ihn eine neue Erfahrung. "Furchtbar" sei das.



Vase Italien, sechziger Jahre, Glas, 400 Euro

Auf den ersten Blick wirkt die türkisfarbene Vase. Doch wenn das Licht richtig fällt, schimmern goldene Sprenkel im Glas. "Wahnsinnig schön", sagt Florian Mühlbauer. Seit über 40 Jahren handelt er mit Antiquitäten, vor rund zehn Jahren erstand er die Vase. Sein Radar habe sofort angeschlagen, sagt er. Sie stammt laut Mühlbauer aus Venedig, von der für ihre Glasbläserei berühmten Inselgruppe Murano aus dem Hause Barovier und Toso. Seit dem 13. Jahrhundert prägen



Florian Mühlbauer

die Familien die lokale Glaskunst, bis heute wird das Unternehmen von den Nachkommen der Gründer geführt. "Die Recherche ist oft das Interessanteste", sagt Mühlbauer. Herauszufinden, wer ein Objekt geschaffen hat. "Nur darin liegt auch der Verdienst eines Händlers." Die Vase stand bisher im hinteren Teil seines engen Ladens in der Türkenstraße, jetzt hat er sie in das Schaufenster gestellt. "Das ist ein Stück, das kann man nur verkaufen über's Licht", sagt er. "Dass der Goldflitter rauskommt."

Gemälde, Ort und Zeit unbekannt, Öl auf Leinwand, 600 Euro

Um das Gemälde mit den vier Äpfeln zu finden, muss man zunächst eine schmale Steintreppe in einen Keller hinabgehen. In der Antiquitätenhandlung "Kunst Oase" funkeln Kronleuchter an der Kellerdecke. Darunter stehen Tische voller Lampen und Bilderrahmen, an den Wänden lehnen und hängen Gemälde, dazwischen ragen Holzschränke auf. Mittendrin ein Tisch, an dem Inhaber Manfred Wambsganss sitzt, Kaffee trinkt, Kuchen isst und Pfeife raucht. "Ich laufe keinem hinterher und dränge ihm was auf", sagt er. "Insofern habe ich das angenehmste Leben der Welt. Ich sitz' hier und höre Musik und mache alles, was mir gefällt. Und arbeite natürlich auch." Eigentlich wollte Wambsganss hier



Manfred Wambsganss

in München-Schwabing vor 38 Jahren eine Galerie eröffnen, um seine eigenen Bilder zu verkaufen. Doch der Keller war zu groß. "So viele Bilder hatte ich nicht", sagt er. "Dann habe ich Schränke gekauft." Seitdem habe er nicht mehr gemalt. Das Gemälde mit den vier Äpfeln hängt unter einem Notausgang-Schild. Wie lange es schon in seinem Besitz ist, weiß Wambsganss nicht genau, er schätzt zehn Jahre. Verkaufen konnte er es noch nicht. Er versteht nicht, warum. "Das hat mit dem Preis nichts zu tun", sagt Wambsganss. 600 Euro kostet das Bild. "Obwohl es nur vier Äpfel sind!" Entscheidend sei die Qualität des Bildes. Und die gefällt ihm. "Die Komposition" und "wie toll es gemalt ist."





Toskanische Begräbnisleuchter Italien, 18. Jahrhundert, Weichholz, 3.000 Euro

Roderich Pachmann sagt, er habe ein Gespür für Vanitas-Objekte. Für das Vergängliche. Für Totenschädel, welke Blumen, Sanduhren. "Es gibt Dinge, da trifft mich der Blitz vor lauter Schönheit." So auch auf einem Flohmarkt in Arezzo, Italien, vor rund 25 Jahren, wie er sich erinnert. Dort kaufte Pachmann zwei toskanische Begräbnisleuchter. Zwei Stelen, schwarz gestrichen, mit bleichen Knochen und rotem Herzen bemalt. Aus dem Weichholz ragen Nägel, auf die Kerzen gesteckt werden können, wenn die Leuchter bei Begräbnissen aufgestellt werden. "Bei solchen Dingen, die man lange



Roderich Pachmann

nicht verkaufen kann, ist es oft wirklich nur Zufall", sagt Pachmann. "Dass nicht der Richtige in den Laden kommt." Oder ist es doch der Preis? "Ich hab' in der letzten Zeit öfter gesagt gekriegt, dass ich maßlos teuer bin", sagt er. "Wenn mich was maßlos begeistert, dann übertreibe ich manchmal." Gemeinsam mit seiner Frau Margarete betreibt er das Geschäft nahe der Ludwig-Maximilians-Universität. "Aus Jux und Tollerei", wie er sagt. Eigentlich ist das Ehepaar in Rente. Aber: "Das ist ein so unglaublich schöner Beruf, dass man niemals aufhören möchte."

Modell Glockenturm Österreich, 18. Jahrhundert, Holz, 9.500 Euro

Manchmal ist Ariane Laue fast froh, wenn sie einen Gegenstand nicht sofort verkauft. So wie das Modell eines Glockenturms, das in ihrem Kunsthandel in der Theresienstraße einen Meter in die Höhe ragt. "So ein Modell kann ich nicht oft anbieten, deswegen warte ich dann ganz gerne." Nur eine Handvoll Objekte sind in ihrem Ausstellungsraum und der angrenzenden Werkstatt ausgestellt. Jedes Stück hat seinen Platz, sodass es auf die Betrachter*innen wirken kann. "Der Raum war für mich immer dazu da, die Objekte nicht nur auszustellen, sondern auch anfassen zu können und im individuellen Kontext



Ariane Laue

zu präsentieren." Laue hat Museumskunde, Kunstgeschichte und Innenarchitektur studiert, ist spezialisiert auf europäisches Kunsthandwerk vom 17. bis zum 19. Jahrhundert und auf Architektur. Vor zwei Jahren erwarb sie den aus Birnbaum geschnitzten Glockenturm aus einer österreichischen Privatsammlung. Ein Entwurfsmodell. Ob und wo der Turm tatsächlich gebaut wurde, hat sie noch nicht herausgefunden. Die architektonischen Modelle sind begehrt, Laue verkauft sie oft, sobald sie die Stücke in ihrem Katalog publiziert. Zwei Jahre ohne Verkauf, sagt sie, seien da relativ lang.





Ich kenne Russland nur aus Erzählungen, dabei bin ich dort geboren. Jetzt wäre ich bereit, es zu entdecken. Der Krieg macht das für mich unmöglich.

Sonntags nach dem Mittagessen wurde es still bei uns. Meine Mutter schlich ins Wohnzimmer, meine Schwester und ich trippelten ins Kinderzimmer. Wir machten keinen Laut, um ja nicht unseren Vater auf uns aufmerksam zu machen. Er ging durch die Wohnung mit seinem Laptop oder Handy in der Hand. Gnade derjenigen, in deren Versteck er hereinplatzte. Denn dann musste sie mit ihnen reden – meinen Großeltern aus Russland.

Verwandtenanrufe sind für Kinder furchtbar. Besonders dann, wenn man die jeweiligen Verwandten seit einem ganzen Leben nicht getroffen hat. Deren Sprache man zwar kennt,

aber plötzlich jede Vokabel vergisst, sobald sie die immergleichen Fragen stellen: Geht es dir gut? Passt du auf in der Schule? Ärgerst du deine Eltern? Und dann stammelt man: Da. Da. Njet.

Vor 19 Jahren kam ich mit meinen Eltern nach Deutschland, ich war drei Jahre alt. Die gesamte Großfamilie meiner Mutter lebt hier, die meines Vaters dort.

Ich habe russische Wurzeln und kenne meine Heimat nicht. Seit unserer Auswanderung war ich nie wieder in Russland. Lange Zeit interessierte mich meine russische Identität nicht. Ich war einfach ich; hatte meine Familie, meine Freunde, mein Leben. Aber gerade jetzt, wo alle Welt über mein Geburtsland redet, würde ich auch gerne mitzeden können Endlich meine

gerne mitreden können. Endlich meine Heimat besser kennenlernen. Doch der Krieg verhindert das.

Seit Russlands Angriff auf die Ukraine beschleicht mich oft das Gefühl, mich für mein Russischsein entschuldigen zu müssen. Wie zwei Puzzlestücke, die einfach nicht zueinander passen, stößt meine russische Identität immer wieder gegen meine westliche. Anders als meine Eltern verteidige ich Russland nicht. Sie sehen in Putin den Präsidenten, der nach den chaotischen Neunzigerjahren ihre Heimat wieder aufbaute. Ich sehe in ihm den Mann, der das eigene Land und viele andere zerstört.

land ist daher gespalten. Meine Schwester kam in Deutschland zur Welt, wir gingen zur Schule, später studierte ich, sie begann eine Ausbildung. Immer wieder fragten unsere Großeltern, wann wir sie endlich in Kopejsk besuchen würden. Ich konnte ihnen nicht sagen, dass ich lieber an den Strand nach Italien fahren wollte, anstatt mich ins Flugzeug Richtung Russland zu setzen. Oder dass ich Angst davor hatte, Russisch zu sprechen und nicht verstanden zu werden, weil meine Grammatik verkehrt und der Wortschatz spärlich war.

Meine Beziehung zu meinem Herkunfts-

Fern ist mir das Land, in dem meine Eltern aufgewachsen sind. Ich erinnere mich heute kaum noch an Gerüche, Geschmäcker oder Gesichter. Als Kind störte mich das nicht. Ganz im Gegenteil: Mir war es schlichtweg nicht so wichtig, dass meine Erinnerungen an Russland mit jedem Tag blasser wurden. Hörte ich sonntags das aufdringliche Skype-Läuten, suchte ich das Weite. Es war ein Ruf aus einer fremden Welt, die mir nicht ganz geheuer war

Ich näherte mich Russland nur langsam, als ich aus der Teenager-Phase rauswuchs – und die Frage nach dem "Wer bin ich?" in mir immer lauter wurde. Meine Playlisten updatete ich wöchentlich mit russischen Popsongs. Meine Aussprache war mir ir-

gendwann so peinlich, dass ich begann, mit meiner Familie mehr auf Russisch zu reden. Ich freundete mich mit Menschen aus Russland und anderen Ländern der ehemaligen Sowjetunion an und merkte, dass ich mit ihnen immer eine stärkere Verbundenheit spürte als mit meinen deutschen Freund*innen – vielleicht wegen der ähnlichen Sprache und Kultur. Je älter ich wurde, desto "russischer" fühlte ich mich. Wie kann das sein, wenn ich meine Heimat gar nicht kenne?

An einem Sonntagabend versammle ich meine Familie in einem Video-Call. Katja, meine Schwester, schaltet sich aus ihrem Wohn-

Wie zwei
Puzzlestücke,
die einfach
nicht zueinander
passen, stößt
meine russische
Identität
immer wieder
gegen meine
westliche.



Hier helfe ich meiner Oma beim Zubereiten der russischen Speise Pelmeni. Heute bin ich Vegetarierin und esse die Teigtaschen lieber mit Kartoffelfüllung als mit Fleisch.

heim in Erlangen zu, meine Eltern aus dem deutschesten Urlaub, den sie je gemacht haben: Wandern am Königssee. In ihrem Hotelzimmer stehen Holzmöbel und klobige Sessel, über dem Bett hängt ein Kreuz. Ich finde, sie passen hier nicht hinein; ich kenne sie nur am Strand liegend oder durch europäische Hauptstädte schlendernd. Aber ihnen gefällt ihre Reise.

Meine Mutter sagt: "Wir werden uns in Deutschland nie wie Fische im Wasser fühlen, sondern immer wie Gäste." Weil sie sich auch nach 19 Jahren als Russ*innen sehen, die es irgendwie nach Deutschland verschlagen hat. Weil sie sich immer wieder die deutsche Sprache und Kultur anziehen wie einen Mantel, den sie zuhause ablegen.

Aber ist es für mich anders als für meine Eltern? Ich identifiziere mich mit etwas, das ich nur oberflächlich kenne. Weil ich mir erhoffe, dass Russland mit seiner ganzen Zerrissenheit für mich das fehlende Puzzlestück ist. Dass ich dort etwas finde, was mir fehlt.

Es ist das Erbe meiner Eltern, das ich als russische Identität verstehe. Als Russin kann ich nur innerhalb der Grenzen ihrer Erinnerungen und Erfahrungen existieren, weil ich kaum eigene habe. Unsere Eltern schwärmen viel von sowjetischen Süßigkeiten und den Zeichentrickfilmen ihrer Kindheit. Sie haben meiner Schwester und mir von den anarchischen Jahren nach dem Zusammen-

Als Russin
kann ich
nur innerhalb der
Grenzen ihrer
Erinnerungen
und Erfahrungen
existieren,
weil ich
kaum eigene

habe.

bruch der Sowjetunion erzählt, die sie unterschiedlich erlebt haben – meine Mutter als Ladenbesitzerin, die Schutzgeld zahlen musste, und mein Vater als Polizist auf den Straßen. Sie waren nicht arm, aber sie wollten für ihre Kinder ein besseres Leben. Die Noten sollten gut, die Klamotten modisch sein. Mein Vater sagt, wir wären andere Menschen ge-

worden, wären wir in Russland geblieben.

Jede Vorstellung vom Leben in Russland landet bei mir im Kopf in einer unendlichen Leere. Frage ich meine Eltern, warum wir nie wieder dort waren, sagen sie: "Es hat sich nicht ergeben." Meine Eltern mussten in ihrer neuen Heimat Geld verdienen. Familienurlaub gab es nur einmal im Jahr. Jedes Mal mussten also meine Eltern eine Entscheidung treffen: Strand in Bibione oder Plattenbau in Kopejsk. Mein Vater sagt: "Wir dachten uns immer: Wir schaffen es noch, nach Russland zu fahren."

Schafften wir nicht. Nur mein Vater reiste einmal vor zehn Jahren hin, allein. Sofort nach Ankunft wollte er

nur noch zurück, erinnert er sich heute. 4.000 Kilometer von uns entfernt irrte er durch die Stadt, in der er so lange gelebt hatte. Er fühlte sich fremd. In den Treppenhäusern waren die Fenster zerschlagen. Der Asphalt der Straßen war aufgeplatzt. Das Warmwasser? Wochenlang abgestellt; Wartungsarbeiten.



In Russland schneit es – anders als in Deutschland – im Winter tatsächlich noch sehr viel.

Auf diesem Foto fahre ich in Kopejsk Schlitten mit meinem Vater.

Meine Eltern sagen, dass wir Kinder uns unsere Heimat anders vorstellen. Schöner und besser. Ich warte darauf, in dieses Land zu reisen, in der Ahnung, dass es mir auch dadurch fremd wäre, weil ich es dort nicht aushalten würde. Wenn ich mit meiner Großmutter mütterlicherseits in Deutschland russisches Staatsfernsehen schaue, denke ich, dass ich

durchdrehen würde, wenn ich das wahnsinnige Gerede und die schiefen Bilder täglich erdulden müsste. Politisch verbindet mich nichts mit meinen Eltern. Putin hinterfragen sie nicht. Wenn ich sage: Ich liebe die russische Kultur, aber ich verachte die russische Politik, sehen sie das als Verrat an. Ich liebe sie über alles, aber ich habe aufgegeben, mit ihnen zu diskutieren. Sie haben ihr Russland, ich habe meins.

Immer wieder erwarten Bekannte, Dozent*innen, teilweise Fremde, dass ich mich zu Russland positioniere. Sie wollen, dass ich ihnen Putin erkläre, als könnte ich in seinen Kopf schauen. Dahinter versteckt sich die Naivität, dass Putin Russland ist und Russland Putin. Wenn ich an die

Russ*innen denke, dann denke ich an die Tiefe ihrer Seele, ihre Gastfreundlichkeit, ihren Humor, der immer etwas zu schwarz ist. Ich denke an meine Sehnsucht danach, meine Identität zu vervollständigen. Aber dann fange ich an, diese irre Verteidigungs-Keule zu schwingen, obwohl ich doch nicht den leisesten Schimmer habe, wie das russische Leben wirklich ist.

Wir, die
Migrant*innen
meiner
Generation,
romantisieren
unsere unbekannte Heimat
bis aufs Blut,
weil wir für sie
keines vergießen

müssen.

Wir, die Migrant*innen meiner Generation, romantisieren unsere unbekannte Heimat bis aufs Blut, weil wir für sie keines vergießen müssen. Wir betrachten mit herzförmigen Augen das Land, in dem nicht wir, sondern unsere Eltern oder Großeltern aufgewachsen sind. Fetzen der Erinnerung fliegen in unseren Köpfen herum, aber wir mühen uns nicht damit

ab, sie zusammenzuflicken. Weil wir fürchten, dass das, was wir dann erkennen, nicht zu dem Stoff passt, aus dem unsere Sehnsüchte sind. Voller Unglauben starre ich auf den Krieg in der Ukraine – sowas kann, darf mein Russland nicht tun. Aber das tut es.

Die andere Gefahr ist, das Herkunftsland zu verachten, weil wir hier im zweiten Land gelernt haben, dass das immer die bessere Entscheidung ist. Jetzt im Krieg ist es für mich die einzig denkbare Entscheidung. Viele Jahre war Russland für mich nicht viel mehr als ein fremdes Land, aus dem ich zufällig stamme. Heute ist es meine Heimat, für die ich mich nicht schäme, aber die ich nicht begreifen kann. Wie noch nie zuvor habe ich den dringenden Wunsch, meine Heimat zu

entdecken. Doch ehe der Krieg vorbei ist, kann und will ich nicht nach Russland reisen.

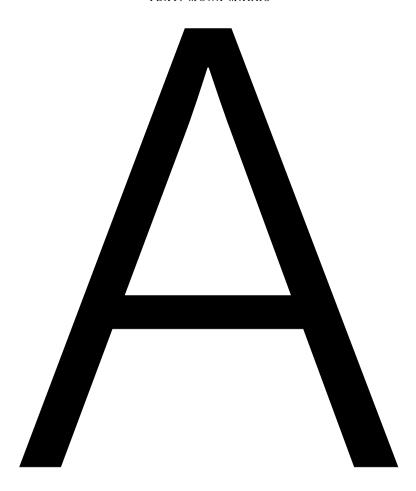
Noch kenne ich meine Heimat nicht. Aber ich werde mit ihr für immer auf das Süßschmerzlichste verbunden sein – mit all ihrer Ungezwungenheit, Härte, Schönheit und Hoffnungslosigkeit. Solange mich meine Füße tragen. Ganz gleich, auf welchem Fleckchen Erde.

"Es fühlt sich an, als würde man sterben"

Wenn selbst Papierrascheln unerträglich wird: Das Chronische Erschöpfungssyndrom gilt als unheilbare Krankheit. Betroffene warten auf die Forschung und darauf, gesehen und gehört zu werden.



Das Chronische Erschöpfungssyndrom zählt zu den Krankheiten mit der niedrigsten Lebensqualität. In Deutschland sind neuesten Schätzungen zufolge bis zu 750.000 Menschen betroffen.



An schlechten Tagen bleiben Louises* Augen geschlossen. Die kleinsten Reize strengen sie an: das Licht ihrer Lampe, Stimmen, die in ihr abgedunkeltes Zimmer dringen, Schritte auf dem Flur. Wenn es ihr so geht, kann Louise nur im Bett liegen, erzählt sie. Sie muss einen Gehörschutz und eine Schlafmaske tragen. Und dann ist da die Angst vor schlimmeren Tagen. Tage, die zu Wochen werden. Wochen, in denen Louise zu schwach ist, um sich zu bewegen, zu schwach, um ihren Mund oder ihre Augen zu

Louise leidet leise und unsichtbar für die Gesellschaft. "Weil so viele Betroffene nicht mehr am Leben teilnehmen können, ist es ein kaum sichtbares Leiden", sagt Herbert Renz-Polster. Er sitzt im Ärztlichen Beirat der Deutschen Gesellschaft für ME/CFS. Der Kinderarzt ist seit 2016 selbst an ME/CFS erkrankt. Anfänglich war er bettlägerig, "flügellahm", wie er es nennt. Inzwischen kann er halbtags arbeiten und forscht selbst zu der Krankheit. Wie er leiden neuesten Studien zufolge in Deutschland bis zu

"Selbst das Flackern einer Kerze oder das Rascheln von Papier ist dann unerträglich."

schließen. Ihre Mutter muss sie in solchen Phasen füttern, ihr mit einem Strohhalm zu trinken geben, ihre Tochter im Bett umlagern.

"Es fühlt sich an, als würde man sterben", sagt Louise. Zu sprechen kostet sie Kraft. Jedes Wort zehrt an ihr. Sie schaut immer wieder auf ihre Armbanduhr, die ihren Puls misst. An ihrem hellen Teint sind all die Tage abzulesen, die sie abgeschottet vom Tageslicht in ihrem Zimmer verbracht hat. Louise ist 26 Jahre alt und an Myalgische Encephalomyelitis/ Chronic Fatigue Syndrom (ME/CFS) erkrankt, dem chronischen Erschöpfungssyndrom.

750.000 Menschen am Chronischen Erschöpfungssyndrom.

"Die Symptome von ME/CFS sind vielfältig", sagt Renz-Polster. "Im Zentrum steht die Verschlimmerung des gesundheitlichen Zustands nach minimalen Anstrengungen wie dem Zähneputzen, Duschen oder Kochen." Auf alltägliche Aktivitäten folgen extreme Erschöpfung, Kopfschmerzen, Grippesymptome, Störungen des Kurzzeitgedächtnisses und der Denkfähigkeit. Als "tiefe Täler" bezeichnet Renz-Polster solche "Crashs". "Das hat mit Müdigkeit nichts zu tun, das ist ein paradoxer Zustand der

Überreiztheit bei gleichzeitig kompletter Energielosigkeit", so Renz-Polster. "Selbst das Flackern einer Kerze oder das Rascheln von Papier ist dann unerträglich." 1969 hat die Weltgesundheitsorganisation ME/CFS als neuroimmunologische Erkrankung anerkannt, Forschung gab es seither nur wenig. Dabei leiden laut der Deutschen Gesellschaft für ME/CFS weltweit zwischen 17 und 30 Millionen Menschen an der Krankheit. Was Forscher*innen wissen: Bei Betroffenen funktioniert die Energiegewinnung über die Mitochondrien nicht, Teile des Immunsystems sind überaktiv, andere Teile sind unteraktiv. Forschungen zeigen auch, dass ME/CFS meist durch Infektionskrankheiten wie das Epstein-Barr-Virus ausgelöst wird.

Bei Louise war es vielleicht eine Kombination verschiedener Faktoren, welche die Krankheit ausgelöst hat. Sie war schon immer kränklich, wie sie sagt. Kleiner und dünner als ihre Zwillingsschwester, weniger ausdauernd. Das Kind mit den meisten Fehltagen in der Schule. Als sie 19 Jahre alt ist, bemerkt sie die ersten ME/CFS-Anzeichen: andauernde Kopfschmerzen, Konzentrationsschwierigkeiten, Erschöpfung.

"Die werden als Burnout- oder Schmerzpatienten oder als depressiv eingestuft. Oder es wird ihnen unterstellt, sie würden mit ihrem Leben nicht zurechtkommen", so Renz-Polster. Falsche Befunde münden in falschen Behandlungen, bei denen Ärzt*innen etwa zu Sport raten. Körperliche Anstrengung führt die Patient*innen dann in eine Abwärtsspirale. Hinzu kommen existenzielle Ängste. Betroffene verlieren ihre Arbeit, ihre Partner*innen.

Viele dieser Probleme bleiben Louise erspart. Ihre Mutter ist Ärztin und unterstützt sie. Louise und ihre Mutter recherchieren, lesen Forschungsberichte. Sie schreiben Argumentations-Leitfäden, um an Off-Label-Medikamente, an nicht zugelassene Arzneimittel, zu kommen. "ME/CFS zu haben ist ein Vollzeit-Job, alleine könnte ich das niemals schaffen", sagt Louise. Jede Woche bekommt sie neun Stunden Hilfe von einer Pflegerin. Doch selbst die musste sich Louises Familie mit Hilfe eines Rechtsanwalts erkämpfen. Louises ganzes Leben ist ein Kampf. Um nicht in "Crashs" zu fallen, muss sie ihren Alltag genau takten, ihren Puls regelmäßig kontrollieren, Ruhezeiten einhalten. Dieses "Pacing" – die präventive

"Ich dachte, ich hätte was anderes, irgendwas Bekanntes, irgendwas Richtiges, etwas, das man heilen kann", sagt sie.

Zwei Jahre später erkrankt sie an der Schweinegrippe, anschließend an einem unbekannten Infekt, danach am Epstein-Barr-Virus. Ihr Zustand verschlechtert sich. 2020 der erste "Crash": Louise kann zwei Wochen lang ihr Bett nicht verlassen. Ihre Mutter schickt sie zur Fatigue-Sprechstunde in der Berliner Charité. Dort diagnostiziert Carmen Scheibenbogen, Deutschlands führende Ärztin auf dem Gebiet, ME/CFS. Die Diagnose ernüchtert Louise: "Ich dachte, ich hätte was anderes, irgendwas Bekanntes, irgendwas Richtiges, etwas, das man heilen kann", sagt sie.

ME/CFS ist nicht heilbar. "Ärzte brauchen einen Werkzeugkasten, um Patient*innen helfen zu können. Der fehlt ihnen bei ME/CFS", sagt Renz-Polster. Das könnte sich ausgerechnet durch die Corona-Pandemie ändern. Ein Team aus Ärzt*innen der Uni-Augenklinik Erlangen konnte vier Long-Covid-Patient*innen mit dem Medikament BC007 heilen. "Das Medikament kann möglicherweise bestimmte Antikörper abfangen und macht sie unschädlich", sagt Renz-Polster. Bei den Symptomen von Long Covid und ME/CFS gibt es klare Überschneidungen, viele Long-Covid-Patient*innen erkranken auch am Chronischen Erschöpfungssyndrom. Dass Ärzt*innen die Krankheit schwer behandeln können, ist nur eines der Probleme. Interessenverbände und Betroffene sprechen von fatalen Fehldiagnosen.

Einhaltung der eigenen Belastungsgrenzen – ist bis heute die wirksamste Form der Behandlung.

Für Louise gehören dazu auch Pausen, in denen sie völlig abgeriegelt von der Außenwelt und von Sinneseindrücken im Bett liegt. Ihre kleine Katze Ayumi hilft ihr dabei: "Sie ist ein gutes Pacing-Vorbild und nimmt ein wenig Schmerz von mir." Neben ihrem Haustier ist Louises Smartphone eine wichtige Stütze. "Das ist mein Fenster zur Welt und mein zentrales Kommunikationsgerät." Durch ihr Handy hält Louise Kontakt zu ihrem alten Leben. Ihrem Leben als Psychologiestudentin. Einem Leben, in dem sie Ski gefahren ist und an Karate-Wettkämpfen teilgenommen hat. Manchmal tagträumt sie. Dann plant sie Reisen. Louise hofft noch, ihr altes Leben wieder zu bekommen. Sie will wieder arbeiten, sitzen und kochen. Wieder das Haus verlassen, den Himmel und die Sonne sehen. Ohne Maske, ohne Gehörschutz, ohne Rollstuhl. Einfach nur unter dem Himmel stehen.

^{*}Anm d. Red.: Name geändert



Sofaso good

Das Neue ist bedrohlich. Für manche. Für meinen Onkel und alteingesessene Redakteur*innen zum Beispiel. Dabei muss das nicht sein. Ein Kompromissvorschlag, der keiner ist.

"Um das zu erreichen, was ich mit Frauen erreicht habe, müsstest du dich klonen lassen", sagt mein Onkel Uli immer zu mir. Ich nicke ihm dann anerkennend zu und streiche ihm so liebevoll, wie es unter Heten zulässig ist, über seine Glatze. "Wenn ich jungen Journalisten erzähle, wie lange ich für eine Geschichte unterwegs war und was ich dafür bekommen habe, fangen sie das Heulen an", hat der Journalist Helge Timmerberg in einem Interview zu seinem 70. Geburtstag der *Süddeutschen Zeitung* gesagt.

Seltsam, nicht wahr, wie sie von der Vergangenheit sprechen? Diese eine Verflossene, die sie einfach nicht vergessen können. Und jetzt? Nach vorne schauen. Aber einer wie Helge, einer wie Uli, kann das nicht. Zu bedrohlich ist das, was nachkommt. In US-amerikanischen Rückspiegeln steht: *Objects in the mirror are closer than they appear.* Dinge im Spiegel sind näher, als sie erscheinen. Deshalb philosophiert Helge Timmerberg auch im *SZ*-Interview über seine Flucht vor der Endlichkeit: "Wenn ich tot bin, merke ich nicht, dass ich tot bin, was nichts anderes heißt, als dass man ewig lebt." Helge träumt vom ewigen Leben.

Mein Onkel Uli will zwar nicht ewig leben, aber auch er kommt nicht so recht von der Stelle. Oder anders formuliert: Er macht den Weg nicht frei. Vielleicht nicht bewusst, aber auch seine Selbsterinnerung als Hochleistungs-Charmeur zielt doch darauf ab, mir zu sagen: Das, was ich erreicht habe, schaffst du nie. Als würden die Erfolge anderer die eigenen schmälern. Dabei liegt dem ein Missverständnis zugrunde: Weder ich noch meine Generation wollen in Wettbewerb treten. Wir wollen unser Leben leben, unsere Liebe finden, unsere Geschichten schreiben.

Was sich bei meinem Onkel einfach wegstreicheln lässt, ist im Berufseinstieg etwas komplizierter. Wenn eingesessene Redakteur*innen jungen Journalist*innen keine Chance geben, führt das zu ernsthaften Problemen. Nicht nur, weil wir dann kein Geld verdienen. Auch der Journalismus leidet, wenn neue Stimmen kein Gehör finden. Dabei geht es ja gar nicht darum, dass hier irgendjemand den Weg frei machen soll. Es geht darum, zu respektieren, dass wir andere Wege gehen.

Alle jungen Journalist*innen kennen es: Man schreibt einen Text, bietet ihn an und bekommt eine Antwort, die einen verzweifeln lässt. Da stehen dann Sätze wie: "Ah, lieber Herr Hackl, es ist ja ganz rührend, dass Sie mir Ihren Text schicken – aber so machen wir das normalerweise nicht." Unkonventionelle Begrüßungen sind also ok, unkonventionelle Angebote nicht. Und wieder läuft in einer Redaktion das alte Lied vom "Das haben wir schon immer so gemacht".

Ich hatte mal einen Freund, er hieß Nico. Sein Vater war Immobilienhai, Nico war Immobilien-Babyhai. Deshalb hatte er auch schon früh seine eigene Wohnung. Dort spielte er mir Jazzplatten vor, veranstaltete japanische Teezeremonien und dort gewann letztlich auch die Aussicht auf Geld gegen Nicos Idealismus. An seiner petrolfarbenen Wand lehnte: ein Sofa. Zumindest dem Anschein nach. Es bot Platz für zwei Personen, es stand vor einem gewöhnlichen Couchtisch, es lag sogar ein Kissen mit grob gestricktem Bezug darauf. Manchmal legte sich auch Nico auf das Objekt und es sah wirklich gemütlich aus. Nur: Das war unmöglich. Das Ding bestand nämlich aus kaltem, geflochtenem Stahl. Wenn man sich darauf fallen ließ, gab es nicht nach, sondern widerstand stur. Ein bisschen wie die Hand des Marktes.

Manchmal habe ich das Gefühl, dass die Helges und Ulis der Welt denken, alles Neue sei wie dieses Sofa: bloß da, um ihnen jeden Komfort zu rauben. Weil wir gendern, weil Männer nicht mehr raue Kerle sind, Frauen nicht mehr nur verständnisvolle Mütter, weil wir in einer anderen Welt aufgewachsen sind, die ihnen nicht geheuer ist. Weil sie komplizierter ist als ihre. Aber das übersieht völlig, dass wir zwar aus einer anderen Lebenswelt kommen, aber doch Teil ihrer Welt sein wollen. Statt das als Kompliment aufzufassen, scheinen sie sich bedroht zu fühlen.

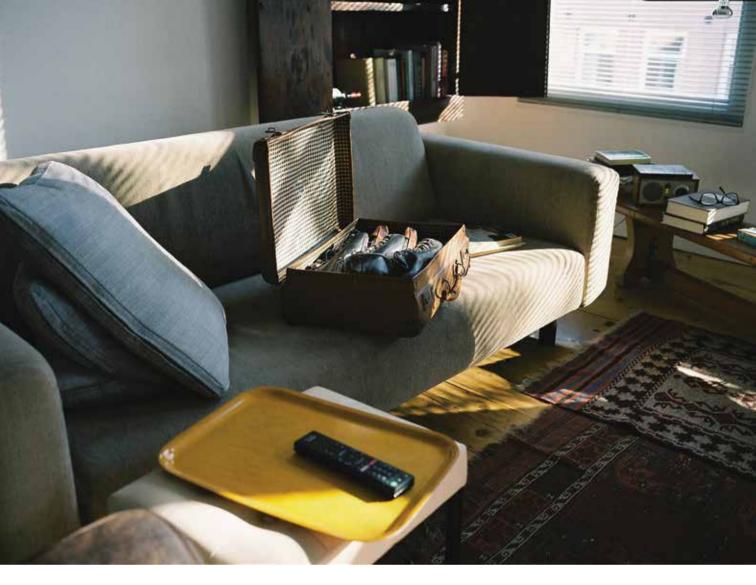
Kompromisse sind unbeliebt. Das weiß auch ein großes Möbelhaus. In einem Katalog schreibt es: "Alles ist eine Frage des Kompromisses. Sie lieben weiche Sofas, er bevorzugt härtere. Mit zwei unterschiedlichen Sofas können Sie für immer glücklich sein." Das ist einerseits interessant, weil zwei Sofas natürlich kein Kompromiss sind. Andererseits ist es aber eine Möglichkeit, mit neuen Augen auf die Frage zu blicken, ob das Alte durch das Neue bedroht wird. Sagen wir mal, das Alte ist das weiche Sofa. Das wollen wir euch eingesessenen Redakteur*innen doch gar nicht wegnehmen. Fläzt euch nur rein in die Kissen! Wir mögen das harte Sofa. Weil für uns nicht mehr alles so selbstverständlich ist, wie es für euch war. Wir stellen in Frage, woran ihr glaubt. Geschlechterrollen, Nationalität, Kapitalismus. Wir machen es uns nicht so leicht, nicht so weich wie ihr. Weil wir diesen Luxus nicht mehr haben.

Und das ist ok. Wir werden auf keinen gemeinsamen Nenner kommen, was das Gendern angeht, niemand muss verstehen, warum es für mich nicht erstrebenswert ist, ein "echter Mann" zu sein, meine Ideale müssen nicht eure werden. Es muss niemand mit uns auf dem harten Sofa sitzen. Es würde schon reichen, zu akzeptieren, dass verschiedene Menschen unterschiedliche Sofas präferieren. Denn ihr wisst ja: Mit zwei unterschiedlichen Sofas können wir für immer glücklich sein.





Der Designer Willem Hoebink verstaut den Großteil seines Besitzes in Koffern. Ein Symbol der Gegenwart — im positiven wie im negativen Sinn.



Schlittschuhe im Sommerschlaf: In diesem Koffer wartet Willem Hoebinks Sammlung auf kältere Zeiten.

Eng ineinander verschlungen, sanft eingebettet im leicht vergilbten Leinenstoff des Aluminium-Koffers, die endlosen Gliedmaßen aneinander geschmiegt, ruht Willem Hoebinks Ensemble an schwarzen Kabeln. Ein Stockwerk über ihnen schichten sich Handtuch über Handtuch, fein säuberlich gefaltet, in einer grün gestrichene Holzkiste. Eine Etage drunter liegen Schlittschuhe in ein ledernes Rechteck gepresst. In Hoebinks Regalen türmt sich etwas auf. Geordnet und bewahrt von Koffern aller Art und Beschaffenheit wartet hier, in einer kleinen Wohnung in Amsterdam, sein Leben darauf, wieder umgesiedelt zu werden.

Es fing an in Tokio. Hoebink war Anfang 20 und sah sich gezwungen, seinen Besitz so stark zu minimieren, dass er einem japanischen Haushalt entsprach. Die Größe eines Zimmers wird in Japan mit "tatami" gemessen – ein tatami (japanisch für Matte) ist etwa so groß wie eine kleine Matratze, 180 × 90 cm, erklärt Hoebink. Ihm standen drei tatami zur Verfügung. Das heißt: Fünf Quadratmeter minus Bett, einem schmalen Schreibtisch, dem dazugehörigen Stuhl und einer Lampe. Platz blieb für das Nötigste: den In-

halt eines Reisekoffers. Sechs Monate später, als er seinen Kram in Amsterdam wieder auspacken wollte, kam die Zusage für ein Auslandssemester in New York City. Klappe zu, Koffer mit.

Hoebink sog es in den Strudel der Kreativ-Industrie. Als ausgebildeter Produktdesigner begann er international Aufträge anzunehmen und von Projekt zu Projekt zu reisen. Seine kleine Wohnung in Amsterdam, mitten im beliebten De Pijp, hielt er, lebte aber kaum in ihr. Vielmehr wurden seine vier Wände zu einem Umschlagsort. Er packte ein neues Foto-Objektiv ein, unpassende Kleidung aus, wechselte Festplatten, sortierte abgeschlossene Projekte aus, um Platz zu schaffen und Material für neue einzuräumen. Erweiterte sich sein Besitz unterwegs, erwarb er einen neuen Koffer. Und auf Koffer folgte Koffer über Koffer über Koffer. Die eckigen Gepäckstücke, könnte man meinen, wurden zu seiner Obsession. Doch für Hoebink waren und sind sie vor allem praktisch. Gerade in der Masse ermöglichen sie es ihm permanent aufzubrechen, sich und seinen Besitz zu verlagern. Mit ihnen kann er sich im Dazwischen einrich-



Eine Pyramide aus Koffern auf der Hochebene von Willem Hoebinks Studio, das zwei Stockwerke über seiner Wohnung liegt.

ten. Ein Zustand, der seinen Reiz hat. Phasen des Transits sind Phasen der Bewegung. Man ist weder hier noch dort. Das macht das Dazwischen zu einem ständigen Rausch, einem Spiel mit Grenzüberschreitungen, quasi einem einzigen Flirt.

Aber auch unser Wirtschaftssystem hat an diesem Zustand des Weder-noch Gefallen gefunden. Der Imperativ, ständig mobil und flexibel zu sein, hat sich längst von der Kreativ-Industrie auf große Teile der Arbeitswelt ausgeweitet. Denn wer permanent in Bewegung bleibt, kann überall zugleich und dabei immer produktiv sein. Zoom-Calls zu jeder Zeit, an jedem Ort, lassen die Grenze zwischen Realität und Virtualität, Arbeit und Freizeit verschwimmen. Wir sind mittlerweile immer überall und nirgendwo zugleich – im Vakuum zwischen nicht mehr und noch nicht, bodenlos dazwischen.

Das liegt mitunter an der der Immobilienkrise. Wie in allen Metropolen spitzt sich diese auch in Amsterdam zu. Bezahlbarer Wohnraum verkommt von einem Grundbedürfnis zur Mangelware.

Hoebinks Apartment ist klein. Es ist ein einzelner, schmaler Raum, der Küche, Schlaf- und Wohnzimmer zugleich ist. Nur knapp die Hälfte von Hoebinks Besitz findet hier Platz. Die andere Hälfte verlagert er in sein Studio und eine Gartenlaube, die 25 Kilometer außerhalb der Stadt liegt. Den Sommer über lagert Hoebink sogar sich selbst mit aus. Er vermietet dann sein gut gelegenes Apartment an Bekannte, um sich selbst Reisen finanzieren zu können. Das zeigt: Das Dazwischen hat eine politische Dimension.

Wer selbstbestimmt aus Koffern lebt, kann dieses Leben reizvoll und auf positive Art aufregend finden. Wer es notgedrungen und aus der Verdrängung heraus tun muss, steht ohnmächtig vor dem Nichts. Die Ambivalenz kippt in stetige Unsicherheit. Dann wird es existenziell.

Koffer jeden Alters und aller Formen anzusammeln, wie Hoebink es tut, mag etwas Poetisches haben. Gleichzeitig aber verstaut diese Sammlung die volle Härte der Realität. Der Koffer ist ein doppeltes Zeichen unserer Zeit: Er markiert den Reiz und den Abgrund des Dazwischen, die feine Linie, die zwischen Rausch und Ohnmacht verläuft.



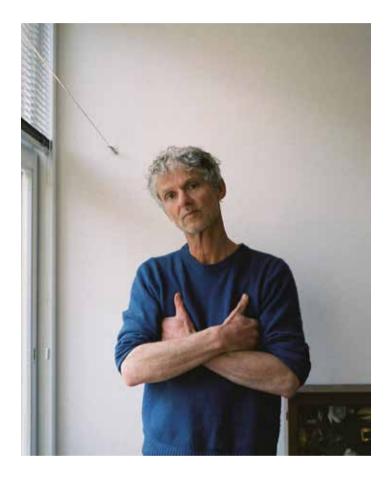
Glühbirnen und Leuchtröhren unterschiedlicher Stärke, Form und Farbe: Hoebink entwirft



 $seine\ Projekte,\ meist\ f\"{u}r\ den\ \"{o}ffentlichen\ Raum.\ Licht\ und\ Perspektive\ sind\ dabei\ seine\ wichtigsten\ Werkzeuge.$



Den größten Teil seiner Koffersammlung verstaut Hoebink in einem Regal. Auf den Zentimeter genau passen die Koffer in die Fächer. Liebevolle Details, wie das Nilpferd oder ein alter Telefonhörer, zieren das minimalistische Gesamtkunstwerk.



Hoebink sammelt und kuratiert neben Koffern auch andere Kuriositäten in seiner Wohnung: Geldscheine aus aller Welt, das herausgelöste Display des ersten iPads, alte Handys, Billardkugeln, Tierknochen und einen kleinen Abfalleimer aus einem alten Zug der Deutschen Bahn.

Hürdenlauf

Im vergangenen Jahr wurden laut Statistischem Bundesamt 94.596 Abtreibungen in Deutschland durchgeführt. Bis zur 14. Schwangerschaftswoche ist der Abbruch möglich. Die Rechtslage erschwert Abtreibungen und führt dazu, dass nur wenige Ärzt*innen den Eingriff durchführen. Diese Grafik erklärt das Wichtigste zu den Schritten, Kosten und der rechtlichen Lage von Schwanger-

TEXT UND ILLUSTRATION: KAROLINE KIPPER UND MARVIN WENZEL

schaftsabbrüchen.

Nicht nur cis Frauen können schwanger sein. Die meisten Personen mit Uterus können schwanger werden, also auch trans Männer, non-binäre oder intergeschlechtliche Personen.

Der Schwangerschaftsabbruch

Die Befruchtung darf nicht länger als drei Monate zurückliegen. Das entspricht der 14. Schwangerschaftswoche. Es gibt unterschiedliche Methoden, um eine Schwangerschaft zu beenden. Ein medikamentöser Abbruch ist im Gegensatz zur Absaugung oder Ausschabung nur bis zur neunten Woche möglich.

Termin bei der Gynäkologie Ein*e Ärzt*in ermittelt, in wel-

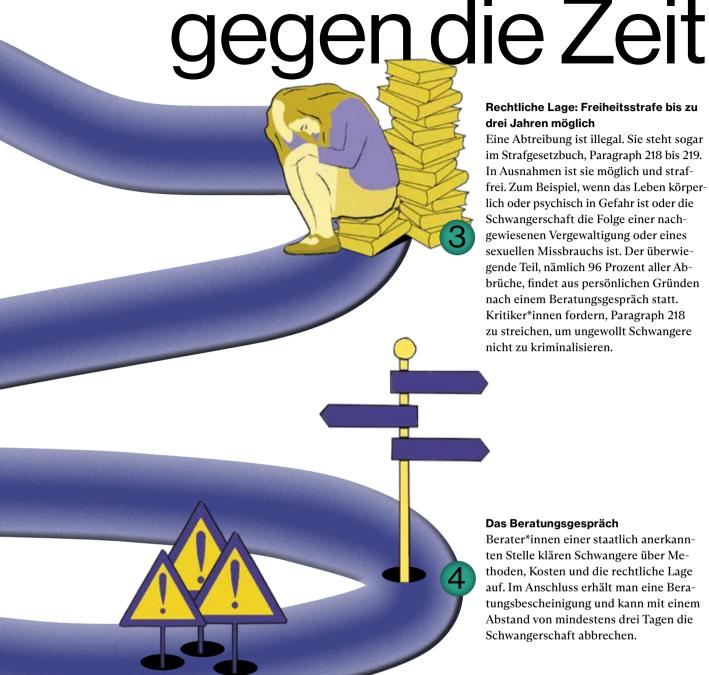
Ein*e Ärzt*in ermittelt, in welcher Schwangerschaftswoche man ist und wie viel Zeit für einen Abbruch bleibt.

Schwangerschaft feststellen

Ein Frühtest reagiert schon vor Ausbleiben der Periode. Viele spüren typische Anzeichen wie Übelkeit allerdings erst zwischen der sechsten und zwölften Schwangerschaftswoche.

Finanzielle Belastung

Die Kosten für einen Schwangerschaftsabbruch werden nicht von der Krankenkasse übernommen. Wer ein geringes Einkommen hat, kann bei der Krankenkasse eine Kostenübernahme beantragen. Je nach Praxis und Methode betragen sie laut Bundesverband Pro Familia 200 bis 570 Euro.



Rechtliche Lage: Freiheitsstrafe bis zu drei Jahren möglich

Eine Abtreibung ist illegal. Sie steht sogar im Strafgesetzbuch, Paragraph 218 bis 219. In Ausnahmen ist sie möglich und straffrei. Zum Beispiel, wenn das Leben körperlich oder psychisch in Gefahr ist oder die Schwangerschaft die Folge einer nachgewiesenen Vergewaltigung oder eines sexuellen Missbrauchs ist. Der überwiegende Teil, nämlich 96 Prozent aller Abbrüche, findet aus persönlichen Gründen nach einem Beratungsgespräch statt. Kritiker*innen fordern, Paragraph 218 zu streichen, um ungewollt Schwangere nicht zu kriminalisieren.

Das Beratungsgespräch

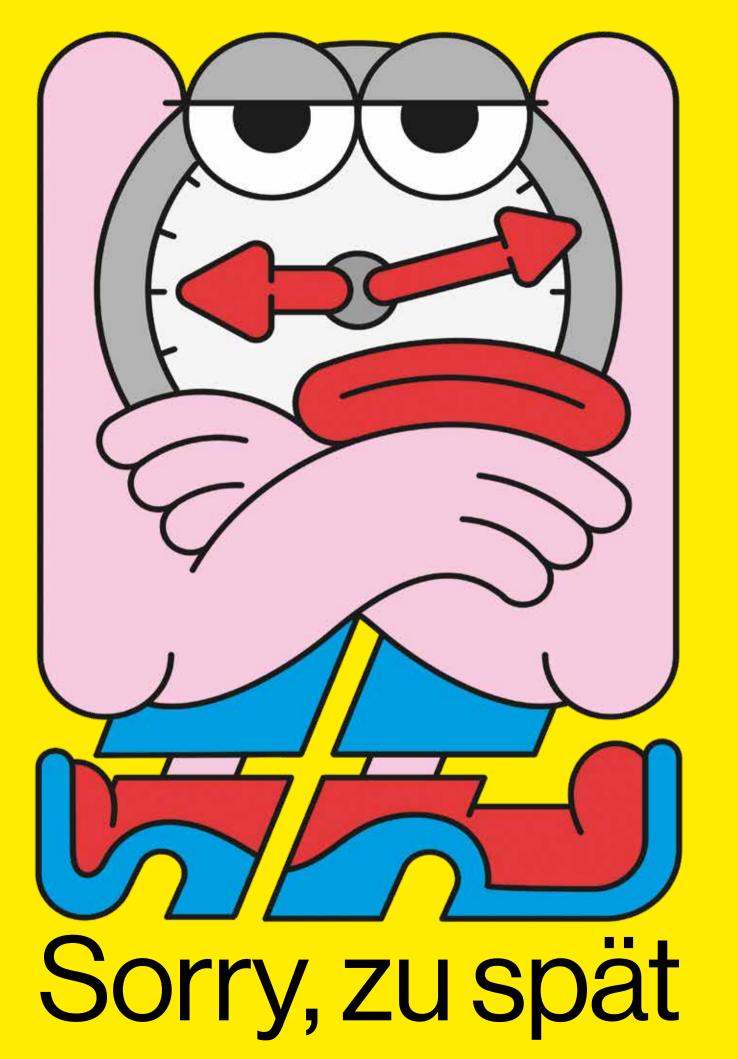
Berater*innen einer staatlich anerkannten Stelle klären Schwangere über Methoden, Kosten und die rechtliche Lage auf. Im Anschluss erhält man eine Beratungsbescheinigung und kann mit einem Abstand von mindestens drei Tagen die Schwangerschaft abbrechen.

Versorgungs(not)lage

Trotz des umstrittenen Paragraphen 218 sind die Bundesländer verpflichtet, ein "ausreichendes Angebot ambulanter und stationärer Einrichtungen zur Vornahme von Schwangerschaftsabbrüchen" zu garantieren. Schwangere müssen innerhalb von einem Tag zu einer Einrichtung hin- und zurückfahren können. Trotzdem gibt es in vielen Regionen kaum Ärzt*innen, die Abtreibungen anbieten, vor allem auf dem Land.

Brennpunkt Niederbayern

Besonders prekär ist die Versorgungslage in Niederbayern. Auf 1,2 Millionen Einwohner*innen kommt hier nur eine Praxis, die Schwangerschaftsabbrüche nach einer Beratung vornimmt. Kein Klinikum im Regierungsbezirk führt Abbrüche durch, da Gynäkolog*innen selbst entscheiden können, ob sie den Eingriff vornehmen oder nicht. Ungewollt Schwangere müssen daher oft auf Großstädte wie München ausweichen und Strecken bis zu 200 Kilometer auf sich nehmen, kritisieren Aktivist*innen.



Sind mir meine Mitmenschen egal, wenn ich zu spät komme? Bin ich eine Spießerin, wenn ich pünktlich bin? Ein Streitgespräch darüber, warum Leo immer warten muss und Lea immer warten lässt.

<u>Leo:</u> Jetzt ist es zwei. Wir waren vor einer halben Stunde verabredet, um darüber zu sprechen, dass du immer zu spät kommst und ich immer warte. Und natürlich hast du mich auch dieses Mal warten lassen. Eigentlich hatte ich mich auf das Treffen gefreut.

Lea: Ich mich auch! Aber es stimmt, ich wusste schon um halb zwei: Ich werde zu spät kommen. Das hat mich gestresst, aber auf eine beruhigende Art. Ich kenne das Gefühl einfach zu gut. Ich habe versucht, meine Handgriffe zu beschleunigen: Lippenstift auf die Lippen, Schuhe an, welche Jacke passt am besten zum Outfit? Ich habe eine Nachricht an dich getippt: "Sorry, bin leider zu spät."

<u>Leo:</u> Während du zu Hause dein Outfit aussuchst, sitze ich hier, lese deine Nachricht und ärgere mich. Dann sehe ich vor Cafés, vor Kinos, vor Bars – und warte.

<u>Lea:</u> Ist es nicht egal, wenn du zehn Minuten wartest? So dramatisch ist das doch nicht. Überleg mal: Was sind ein paar Minuten Wartezeit in einem langen Leben?

Leo: Diese "paar Minuten" sind für mich unglaublich anstrengend. Erst bin ich erleichtert, weil ich wie geplant ankomme – ein paar Minuten zu früh. Doch dann fängt die emotionale Achterbahn an: Ich rolle mit den Augen, ach, Lea wieder. Ein nervöser Blick auf die Uhr. Ich werde unruhig und zunehmend genervt. Warte ich über eine halbe Stunde, werde ich wütend. Ich nehme mir vor, etwas zu sagen, wenn du kommst. Ich möchte meinen Frust abbauen. Irgendwann stehst du vor mir, sagst: "Sorry" – und ich antworte:

Ich plane Puffer ein und du nimmst dir die Zeit einfach, wie du willst.

ich dich am Ende der Straße. Du schiebst dein Fahrrad, grinst mich an und sagst: "Sorry." Du scheinst dich gut zu fühlen. Ist das fair? Warum kannst du nicht pünktlich sein?

Lea: Früher waren meine Eltern immer die letzten auf Familienfeiern. Damals hat mich das genervt. Als ich älter wurde, war ich plötzlich diejenige, die hinter dem Lehrer ins Klassenzimmer schlich und zu jedem Treffen im Café zu spät kam. Richtig schlimm fand ich das nicht. Meine Freund*innen haben sich daran gewöhnt. Oder besser: Sie haben sich daran gewöhnen müssen, um es mit mir auszuhalten. Leo: Und genau das ist doch ungerecht! Ich plane Puffer ein und du nimmst dir die Zeit einfach, wie du willst. Ich plane, wann ich was einpacke, wann ich das Haus verlasse, um die Bahn zu erreichen, damit ich pünktlich bin. Zum Dank stehe "Ach, alles gut."

<u>Lea:</u> Bisher wusste ich nicht, wie es sich für dich anfühlt, auf mich warten zu müssen. Du kannst sowas gerne ansprechen!
<u>Leo:</u> Aber ist es nicht spießig, auf Pünktlichkeit zu beharren? Es fällt mir schwer, so etwas anzusprechen. Dabei verursachst du die Situation und hast sie damit in der Hand.

<u>Lea:</u> Vielleicht hast du recht. Soziolog*innen meinen, dass Menschen zu spät kommen, um so ihre Macht zu demonstrieren. Wladimir Putin zum Beispiel hat Angela Merkel schon einmal vier Stunden und 15 Minuten warten lassen.

Leo: Wie kommst du jetzt darauf?

Lea: Mein Vater kommt auch häufig zu spät. Ich habe ihn gefragt, ob das was mit Macht zu tun hat. Er hat das Gegenteil behauptet und meinte, er nehme seine Präsenz nicht so wichtig. Das fand ich erst

ironisch. Er ist zwar nicht Putin, aber Lehrer. Der Unterricht kann ohne ihn gar nicht anfangen.

<u>Leo:</u> Genau, er muss doch als Lehrer pünktlich und zuverlässig sein?

<u>Lea:</u> Das war auch mein erster Impuls. Je länger ich darüber nachdenke, desto mehr verstehe ich ihn aber: Vielleicht ist es nicht so wichtig, ob er da ist oder nicht. Während er noch seinen Kaffee holt, unterhalten sich die Schüler*innen über das Wochenende oder halten heimlich Händchen unterm Tisch. Irgendetwas passiert ja immer. Und wenn ich dich sitzen lasse, entsteht ein Freiraum, der in unseren durchgetakteten Leben nicht vorgesehen ist. In diesem Freiraum ist alles möglich, das ist doch großartig!

<u>Leo:</u> In deiner Traumwelt vielleicht, in der Realität fühlt es sich nicht nach Freiraum an. Ich habe nicht selbst entschieden, alleine im Café zu sitzen. Einmal war ich mit Freund*innen um acht Uhr abends in meine Selbstbestimmtheit bei Personen zurückholen, die sie mir gar nicht nehmen. Und wenn es darauf ankommt, bin ich pünktlich. Zum Beispiel bei einem Bewerbungsgespräch. Ich habe auch noch nie einen Zug verpasst.

<u>Leo:</u> Das heißt, Freund*innen sind für dich weniger wichtig?

Lea: Nein. Ich weiß aber, dass sie – im Gegensatz zu einem Zug – auf mich warten werden. Mein Zeitempfinden im Alltag ist sehr optimistisch. Du runzelst die Stirn – warte eine Sekunde, dann verstehst du vielleicht, was ich meine: Mein Freund und ich wollten vor einiger Zeit ins Kino. Uns blieben noch zwei Stunden. In meinem Kopf ist das genug Zeit, um bouldern zu gehen, zu duschen und noch eben was zu kochen. Mein Freund schaute mich an. Sein Blick sagte: Dein Ernst, Lea? Letztlich boulderten wir 50 Minuten, die absolut unentspannt waren, weil er alle fünf Minuten sagte, wie spät es war. Tatsäch-

Und wenn ich dich sitzen lasse, entsteht ein Freiraum, der in unseren durchgetakteten Leben nicht vorgesehen ist.

einem Restaurant verabredet. Um Viertel nach habe ich meine Schwester angerufen. Um halb neun habe ich Zeitung gelesen. Um Viertel vor habe ich Sprachmemos beantwortet. Als ich nach einer Stunde beleidigt gehen wollte, kamen meine Freund*innen.

Lea: Wenn ich das höre, finde ich das unfair. Trotzdem hätte ich wohl eine deiner Freund*innen sein können. Ich reize die Momente aus, in denen Zuspätkommen nicht direkt bestraft wird: bei Treffen mit Freund*innen, in der Schule, auf der Arbeit. Quasi meine kleine Rebellion gegen gesellschaftliche Regeln. Die trifft dann aber leider die Falschen.

<u>Leo:</u> Trifft deine Rebellion auch mal die Richtigen?

<u>Lea:</u> Das ist das Problem, die Gesellschaft verändere ich dadurch nicht. Ich will mir

lich liegt das Problem wohl bei mir: Ich kalkuliere Zeit falsch.

<u>Leo:</u> Dazu habe ich etwas in meinem Psychologiestudium gelernt: Gelassenere Menschen glauben, die Zeit vergeht langsamer, als sie es faktisch tut. Laut einer Theorie lassen sich Menschen in zwei Typen einordnen. Typ A ist demnach ungeduldiger und ehrgeiziger. Die Uhrzeit ist für sie immer präsent. Typ B soll gelassener und zufriedener sein. Diese Menschen sollen im Vergleich sogar weniger anfällig für Herzerkrankungen sein. Dafür verschätzen sie sich häufiger mit der Zeit.

<u>Lea:</u> Also ist Zuspätkommen so gesund wie Zartbitterschokolade essen oder ein Glas Rotwein am Abend?

<u>Leo:</u> Vielleicht ist die Theorie zu den Persönlichkeitstypen ähnlich seriös wie die Rotwein-Theorie. Da denken auch viele, dass ein Glas Rotwein am Abend gut ist. Aber das ist voll umstritten, genau wie bei der Persönlichkeit: Ein Mensch ist nicht nur Typ A oder B. Trotzdem kann die Kategorisierung helfen, dein Verhalten zu erklären. Aber entschuldigt sie es?

Lea: Wenn ich mich entschuldige, dann mache ich das auch, weil es von mir erwartet wird. Ich bin mir gar nicht sicher, ob ich mich in solchen Momenten wirklich schuldig fühle. Die meisten Unpünktlichen rechtfertigen sich doch vielmehr, als dass sie um Entschuldigung bitten. Wie oft hast du schon gehört: "Sorry, Bahn verpasst" oder "Schlüssel nicht gefunden"? Kann man es dann nicht gleich lassen?

<u>Leo:</u> Aber wenn du dich rechtfertigst, zeigt das doch, dass du etwas getan hast, das eine Erklärung braucht. Erkennst du dadurch nicht automatisch deine Schuld an?

<u>Lea:</u> Nein, denn wenn es mir wirklich Leid täte, würde ich mein Verhalten ändern

gang mit der Zeit kann man auch mit der Kultur erklären. Eine bekannte Theorie besagt zum Beispiel, in der deutschen Kultur liege der Fokus eher auf dem Einzelnen und in der indischen auf der Gemeinschaft. In Deutschland seien Leistungen wichtiger als Beziehungen. Deswegen gibt es diese Zeit-ist-Geld-Mentalität, in der jede Sekunde zählt. Aus der Kindheit kenne ich gefühlt tausende Maßnahmen, die mich zur Pünktlichkeit trimmen sollten: 20 Liegestützen, wenn ich zu spät zum Fußballtraining kam, abgeschlossene Klassenräume bei nur einer Minute Verspätung. Diese Mentalität würde auch erklären, warum du es mir übel nimmst, wenn ich ein paar Minuten zu spät bin. Ich habe dir Zeit gestohlen!

<u>Leo:</u> Ja, so fühlt es sich tatsächlich an. Vielleicht gehe ich auch deswegen immer so schnell, weil mir Zeit so wertvoll erscheint.

Lea: Vielleicht gar nicht überraschend: Ich

Aber wenn du dich rechtfertigst, zeigt das doch, dass du etwas getan hast, das eine Erklärung braucht.

und nie wieder zu spät kommen. Das schaffe ich aber nicht, ich war auch zu unserem Treffen zu spät. Deswegen glaube ich, dass ich mich nur entschuldige, weil es sich so gehört. In Deutschland ist es nicht normal, zu spät zu kommen. Eine Umfrage zeigt: Vielen Deutschen ist Pünktlichkeit bei der Erziehung sehr wichtig. Ich muss mich diesem Wertesystem anpassen, weil ich nicht als schlechte Freundin gelten will. Leo: Vielleicht wärst du in Spanien besser aufgehoben: Was bei uns Pünktlichkeit ist, ist dort das Zuspätkommen. Vor allem, wenn es um Treffen mit Freund*innen geht. Da wärst du wahrscheinlich normal und mein Verhalten wäre seltsam.

<u>Lea:</u> In einem Text über Spanien habe ich gelesen: "Freizeit ist in Spanien die Freiheit von Zeit". Wie poetisch kann ein Satz bitte sein? Den unterschiedlichen Um-

liebe es, langsam zu gehen. Bist du jetzt noch genervt von mir?

<u>Leo:</u> Nein, es hat gut getan, darüber zu sprechen. Ich glaube, ich verstehe mich und dich ein bisschen besser.

<u>Lea:</u> Ich kann nachvollziehen, wie nervig es ist, wenn jemand zu spät kommt und alle warten müssen. Deswegen will ich häufiger pünktlich kommen. Noch lieber würde ich aber in einer Welt leben, in der alle bei Sonnenuntergang zusammenkommen – dann, wenn es den Menschen passt. Und sie wieder gehen, wenn sie keine Lust mehr haben.

<u>Leo:</u> Jetzt hätte ich Lust zu gehen, aber wollen wir uns heute Abend zum Essen treffen?

<u>Lea:</u> Soll ich was reservieren?

Auf acht?

Leo: Gerne, wenn du pünktlich bist.

Seit Februar 2020 ist in Deutschland der assistierte Suizid wieder erlaubt.

letztes

Über einen Menschen, der sterben will und über den Mann, der ihm dabei helfen wird.

Marten.

Dieser Text beschäftigt sich mit Suizidgedanken. Betroffene oder Menschen, die das belastet, sollten nicht weiterlesen.

Im Haus von Gerhart Groß in Bad Wiessee am Tegernsee läuft immer das Radio. Der Sender ist einer von diesen ohne Moderation. Er spielt einfach nur Musik. Meist sind es seichte Popsongs mit einfachen Melodien. Songs, die im Raum verschwinden und im Gespräch untergehen, die aber die Eigenschaft besitzen, ein aufkommendes Schweigen erträglicher zu machen.

Groß ist ein gedankenschneller Mann Ende 70, der an einem verschneiten Februartag an seinem Küchentisch sitzt und über den Tod spricht. Seit über 15 Jahren arbeitet er ehrenamtlich als Ansprechpartner für die Deutsche Gesellschaft für Humanes Sterben, kurz DGHS. Sein Arbeitsbereich und die Art seiner Tätigkeit sind nicht ganz einfach zu definieren. Am ehesten könnte man sagen, dass Gerhart Groß jemand ist, an den sich Menschen wenden, die sich in einer kritischen Phase ihres Lebens befinden. Der Verein, für den er sich ehrenamtlich engagiert, kümmert sich in erster Linie um die Ausstellung sogenannter Patientenverfügungen. Diese greifen immer dann, wenn eine Person ihren Willen nicht mehr wirksam gegenüber Ärzt*innen oder Pflegekräften äußern kann. Nicht selten geht es darin um die Verweigerung lebensverlängernder Maßnahmen, wie beispielsweise der künstlichen Beatmung in Krankenhäusern.

Neulich, so erzählt er, hat er mit einer Frau gesprochen, die an einer unheilbaren Lungenkrankheit in fortgeschrittenem Stadium leidet. Die Frau wandte sich an Gerhart Groß, weil sie nachts oft an diese eine Sache denken musste: Sich selbst das Leben zu nehmen. Mit Groß sprach sie offen darüber, ob und wie sie aus dem Leben scheiden könne, ohne andere in Mitleidenschaft zu ziehen. Im Gespräch stellten beide fest, dass ihr Vorhaben schon daran scheitern würde, dass sie kaum über ihr Balkongeländer klettern könnte.

In einem Heim wollte die Frau aber auf keinen Fall leben und ihren wenigen, entfernt wohnenden Angehörigen waren ihre Lebensumstände "wohl ziemlich egal", sagt Groß heute. Das sind die Art von Gesprächen, die Groß in seinem Job führt. Er selbst sagt dazu: "Ich rede mit den Leuten über ihre Probleme und Gedanken, die sie häufig nicht zur Ruhe kommen lassen. Diese Gespräche geraten häufiger zu einer Art Suizidprävention, weil ich oft der Erste bin, mit dem die Leute offen

"Ich rede mit den Leuten über ihre Probleme und ihre Gedanken, die sie häufig nicht zur Ruhe kommen lassen." darüber sprechen können." Bei ihm, sagt Groß, haben die Menschen nicht das Gefühl in eine Richtung gedrängt oder "gar moralisch bedrückt zu werden."

"Wir reden über Optionen aus Sicht der Betroffenen auf Basis des sinnvoll Machbaren." Die DGHS sei aber kein Sterbehilfeverein, betont Groß. Eine Unterscheidung, die ihm sehr wichtig ist. "Wir vermitteln Sterbehilfewünsche nur an Ärzte, die bereit sind zu helfen – und das auch nur nach sorgfältiger Prüfung durch uns." Diese Kontrolle findet nach Richtlinien der DGHS und ähnlicher Vereine statt. Denn eindeutige Vorgaben für den assistierten Suizid gibt es nicht.

Sterbehilfe ist in Deutschland ein juristisch umstrittenes Thema. In den letzten Jahren hat sich die Gesetzeslage immer wieder geändert. So war der assistierte Suizid zunächst unter gewissen Voraussetzungen legal, allerdings verbot ein Gesetz im Jahr 2015 die geschäftsmäßige Sterbehilfe. Dieses strafrechtliche Verbot wurde im Februar 2020 vom Bundesverfassungsgericht gekippt.

Im Urteil von damals heißt es: "Das allgemeine Persönlichkeitsrecht umfasst als Ausdruck persönlicher Autonomie ein Recht auf selbstbestimmtes Sterben." Und weiter: "Das Recht auf selbstbestimmtes Sterben schließt die Freiheit ein, sich das Leben zu nehmen. Die Entscheidung des Einzelnen, seinem Leben entsprechend seinem Verständnis von Lebensqualität und Sinnhaftigkeit der eigenen Existenz ein Ende zu setzen, ist im Ausgangspunkt als Akt autonomer Selbstbestimmung von Staat und Gesellschaft zu respektieren."

In seinem Haus am Tegernsee spricht Groß über diese Möglichkeit und erklärt den Ablauf des assistierten Suizids so detailliert, dass er an dieser Stelle nicht wiedergegeben werden kann. Es scheint so, als sei das musikalische Hintergrundrauschen, diese leichte Popmusik, notwendig, um die Schwere des Themas abzufedern. Mit Menschen, die er betreut, spricht er unter anderem über Alternativen wie einen Umzug oder eine Verlegung auf eine Palliativstation.

Einige Tage später fährt Gerhart Groß durch die bayerische Provinz zu einem Menschen, der in weniger als einer Woche sterben wird. Der Wagen steht vor einem Restaurant unweit der Alpen. Die Wirtschaft ist bereits am Vormittag gut besucht. Eine Bedienung

läuft eilig zwischen den Tischen umher und nimmt Bestellungen auf. Ein ausgestopftes Murmeltier lugt aus einem Nebenraum hervor, Hirschgeweihe hängen an der Wand. An einem rustikalen Holztisch sitzt Werner S.* Vor ihm steht ein volles Bierglas, zu dem er langsam greift. Werner S. ist ein älterer hagerer Mann mit eingefallenen Wangen und feingliedrigen Händen. Er ist vom Hals abwärts gelähmt. Sein Rückenmark ist irreparabel geschädigt. Den Kopf und eine Hand kann er noch ein wenig bewegen.

Werner S. spricht nur sehr langsam. Jeder Buchstabe, jedes Wort ist für ihn eine körperliche Anstrengung. Manchmal, wenn er redet, weiten sich seine Augen, als wollten sie das Gesagte noch einmal bekräftigen, weil seine Stimme es nicht mehr kann. Über 17 Jahre war er Gleitschirmspringer. Auf der Archivseite seines alten Clubs ist er immer noch als Ansprechperson für Passagierflüge, also Mitspringflüge, gelistet. Das Fliegen war seine Leidenschaft. Aber im August 2019 endet sein altes Leben plötzlich. Werner S. erwischt kurz vor der Landung eine Windböe, die seinen Schirm zusammenzieht. Er fällt und knallt auf den Boden. In der Höhe wäre so eine Böe nicht schlimm gewesen. So endet der Unfall fast tödlich.

"Das ist blöd ausgegangen", kommentiert er fast schon nüchtern den Tag, der sein Leben verändert hat. Seitdem ist er auf seinen klobigen, elektrischen Rollstuhl angewiesen. Verschiedene Pflegekräfte müssen sich täglich um ihn kümmern. Ein Leidenszustand, der ihn quält. Die Entscheidung, sterben zu wollen, traf er in einer Reha-Einrichtung in Murnau, nur kurze Zeit nach dem Unfall. Während des Gesprächs greift Werner S. mehrfach zu seinem Bier, wirkt dabei ruhig und in sich gekehrt. Als wäre er schon gar nicht mehr in dieser Wirtschaft, und ein Teil der Gegenwart, sondern schon längst an einem anderen Ort.

Neben Werner S. sitzt Maria K.*, seine Partnerin. Sie hat den Unfall von damals aus nächster Nähe miterlebt und hält während des Gesprächs seine Hand. Wenn Werner S. über seine Entscheidung zu sterben spricht, weint sie. Es gehört zu dieser Geschichte auch darauf hinzuweisen, dass dieser Wunsch in erster Linie sein Wille ist. Nicht ihrer. Maria K. leidet offensichtlich unter seiner Entscheidung. Wenn er geht, wird sie bleiben.

"Ich wünsche Ihnen eine gute Reise."



Kennt das Leben und den Tod: Gerhart Groß ist seit über 20 Jahren Mitglied bei der Deutschen Gesellschaft für Humanes Sterben.

"Ich sehe das als eine Möglichkeit nicht überwiegend in einem Zustand leben zu müssen, in dem ich leide", sagt Werner S. über sein Vorhaben und legt anschließend seine Hand, die ihm wieder in den Schoß gefallen ist, zurück auf die Armlehne seines Rollstuhls.

Nach seinem Unfall wird er schnell Mitglied bei der DGHS und weist jede Alternative zum assistierten Suizid von sich. Er will sterben. Kurz nachdem die Bedienung in der Gaststätte die Teller abräumt, erzählt er, dass er und seine Partnerin gestern beim Bestatter gewesen sind, um ein Grab für ihn auszusuchen. Neben ihm auf dem Friedhof wird sein alter Ausbilder zum Gleitschirmfluglehrer liegen. Er ist bei einem Flugunfall gestorben. "Da habe ich direkt einen Kumpel in der Nähe, der mir zeigen kann, wie es so zugeht", sagt Werner S.

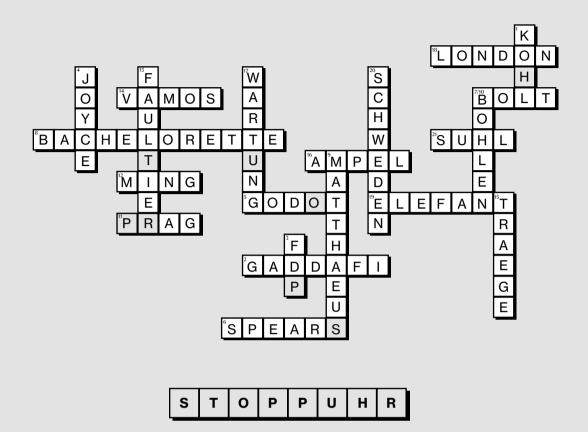
Nach etwa einer Stunde, in der es vor allem um die Freiheit des Gleitschirmfliegens geht, verabschiedet sich Gerhart Groß und wünscht ihm eine gute Reise. Zu Maria K. sagt er: "Wir bleiben in Kontakt." Dann drückt er die Hand von Werner S., die unbewegt auf dem Rollstuhl liegt.

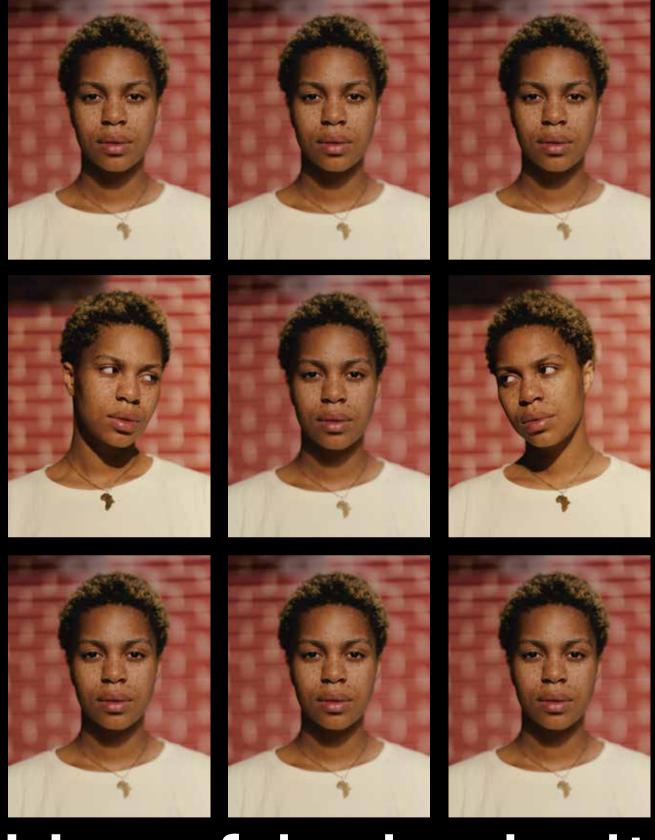
Auf der Rückfahrt schweigt Gerhart Groß. Er schaut konzentriert auf die Landstraße, während die Gastwirtschaft im Rückspiegel immer kleiner wird. Dann schaltet er das Autoradio ein. Es läuft ein Popsong.

Am letzten Tag im Leben von Werner S., am 22. Februar 2022, ist Maria K. bei ihm. Werner S. hat sich für diesen Tag eine Playlist zusammengestellt. "Mit schöner Musik", wie er sagt. Einige Wochen nach seinem Tod meldet sich Maria K. Sie schreibt, dass sie sich momentan in Florida befindet. "Um ein bissel Abstand zu gewinnen und Kraft zu tanken."

*Im Text wurden die Namen von Maria K. und Werner S. aus Gründen des Persönlichkeitsrechts geändert. Der Redaktion sind die Klarnamen bekannt.

Holen Sie sich Hilfe, wenn Sie Depressionen oder suizidale Gedanken haben! Zum Beispiel, ganz unkompliziert, bei der Telefonseelsorge unter 0800/111 0 111 oder 0800/111 0 222 – oder bei Beratungsstellen der Deutschen Gesellschaft für Suizidprävention.





Unzufriedenheit verboten

Selbstliebe soll uns dazu bringen, uns selbst vollständig anzunehmen. Lange habe ich das versucht und festgestellt: Kann ich nicht. Trotzdem behaupte ich, mich zu lieben, wenn auch nicht vollständig – zählt das?

#Bodypositivity

Als ich mir vor einigen Monaten eine Folge der Hitserie *Euphoria* anschaute, wusste ich plötzlich, weshalb ich mich so schämte. In der Szene ist Kat zu sehen, eine hübsche, dicke High-Schoolerin, die deprimiert im Bett liegt und sich vor sich selbst ekelt. Mein Mittelstufen-Ich wollte sich direkt zu ihr legen. Die Erzählerin spricht aus dem Off: "Das Problem mit Selbsthass ist, dass man nicht wirklich darüber reden kann. Denn irgendwann in letzter Zeit ist die ganze Welt einem Selbsthilfekult beigetreten und will nicht mehr aufhören, darüber zu reden."

Eines gleich mal vorweg: Ich hasse mich nicht, im Gegenteil. Ich mag mich und meinen Körper. Trotzdem will ich etwas an ihm verändern - und genau da beginnt das Problem. Selbstliebe- und Body-Positivity-Accounts begleiten mich mittlerweile seit einigen Jahren und haben ihren Teil dazu beigetragen, dass mir die Idee, dicken Menschen Fett abzusaugen und dann Untergewichtigen zu injizieren, plötzlich doch nicht mehr so genial vorkommt (ich war zwölf). Seit der Popularität der Selbstliebe-Bewegung der vergangenen Jahre ist "Bleib so wie du bist" nicht mehr nur ein einfallsloser Spruch auf der Geburtstagskarte für Cousine Lydia, sondern fast schon ein Befehl. Autor*innen und Gurus fordern radikale Selbstliebe, und wem das zu viel wird, der*die weicht auf Selbstakzeptanz aus. Nichts von beidem kann ich liefern. Ja, ich mag mich, aber eben nicht alles. "Ganz oder gar nicht", würden mir manche Aktivist*innen wahrscheinlich entgegenschmettern. Ist Selbstliebe oder -akzeptanz nur dann wahr, wenn sie absolut ist?

Body Positivity, ein Teil der Selbstliebe-Bewegung, entstammt politischen Organisationen, die sich für die gesellschaftliche Akzeptanz beziehungsweise gegen die Diskriminierung von fetten Menschen einsetzten. Dazu gehören die National Association to Advance Fat Acceptance (NAAFA) oder der Fat Underground. Women of Colour, Schwarze Frauen und queere Personen waren für die Fortschritte unabdingbar. Mittlerweile findet man unter den mehr als zehn Millionen Hashtags zu #bodypositivity auf Instagram überwiegend weiße, normschöne Frauen, die zeigen, dass sich auch bei ihnen im Sitzen die Haut etwas rollt. Als User*in braucht es jedoch das historische Vorwissen nicht, um festzustellen, dass dieser Raum des Internets mittlerweile alles andere als inklusiv ist. Egal wie breit dein Körper ist – am meisten Raum nehmen die ein, die die Gesellschaft am liebsten hört. Macht über Masse.

You're looking amazing sweetie!

Perfektion!!!

Embrace yourself!

Trotzdem ist das wohl bekannteste Aushängeschild der Bewegung die Rapperin und Sängerin Lizzo. Das Cover ihres bis dato erfolgreichsten Albums "Cuz I Love You" zeigt die Musikerin selbst: Eine Schwarze, fette Frau, nackt auf dem Boden sitzend. Lizzo zeigt sich auch auf ihrem Instagram-Kanal oft freizügig, genauso wie Frauen mit anderen Körpern eben auch. Natürlich wird sie dafür nicht nur gefeiert, denn es gibt noch zu viele Menschen, die dicke und fette Leute hassen oder belehren wollen; aber ihre Fans lieben sie dafür.

Als sie dann jedoch auf Social Media erzählte, dass sie gerade eine zehntägige Saftkur hinter sich habe, hätte ihr das halbe Internet ihre grünen Smoothies am liebsten ins Gesicht geschüttet. Obwohl Lizzo nicht davon gesprochen hat, dass sie Gewicht verlieren will, warfen ihr wütende

Es ist mir peinlich, offen zuzugeben, dass ich mir nicht hundertprozentig passe. Entweder, weil mein Gegenüber mir insgeheim zustimmt, oder eben aus jeder Ecke plötzlich ein Fitnessmodel springt, das mir meine Unzufriedenheit verbieten will.

Twitter-User*innen vor, ungesunde Diäten zu promoten und überhaupt seie sie eine Enttäuschung für die Bewegung. Lizzo fühlte sich zu einem Statement genötigt und erklärte in einem TikTok Video, dass Abnehmen gar nicht ihr Ziel war, sondern sie in den Tagen davor zu viel Alkohol getrunken und schwer verträgliche Sachen gegessen hatte, weshalb sie einfach ein kleines Cleansing machen wollte. Auch wenn viele Twitter-User*innen sich später über die Personen lustig machten, die Lizzos Säfte zum Kochen brachten, stellt sich trotzdem die Frage: Hat Lizzo mit diesem Verhalten ihre eigenen Ideale verraten?

Ich will nicht die gesamte Body-Positivity-Gemeinschaft verteufeln. Unter anderem diese Menschen haben es möglich gemacht, dass fette Menschen seltener automatisch als faul abgestempelt werden, Plus-Size-Model Paloma Elsesser mehrfach auf dem Cover der Vogue zu sehen war und vielleicht auch, dass selbst Abercrombie und Fitch – früher mit Sixpack-Männern am Eingang – diversere Körper auf seiner Webseite hat. Diese Community hat mir dazu verholfen, meine eigenen Vorurteile gegenüber verschiedensten Körpern abzulegen. Ob sie ganz weg sind? Einige der Body-Positivity-Vertreter*innen würden wahrscheinlich nein sagen. Wieso würde ich mir sonst ein anderes Spiegelbild wünschen?

Es ist mir peinlich, offen zuzugeben, dass ich mir nicht hundertprozentig passe. Entweder, weil mein Gegenüber mir insgeheim zustimmt, oder eben aus jeder Ecke plötzlich ein Fitnessmodel springt, das mir meine Unzufriedenheit verbieten will. Dasselbe passiert auch Kat in *Euphoria*.

WOW!

Your're looking hot!

"Das ist das Patriarchat! Die Gesellschaft setzt dir Dinge in den Kopf!", brüllt eine rothaarige Frau mit Sonnenbrille Kat an – und sie hat recht. Trotzdem möchte ich zurückschreien: "Ich weiß! Und jetzt?!"

Das Patriarchat, westliche Schönheitsideale, irgendwas in der Kindheit – natürlich führen diese und weitere Dinge dazu, dass ich mein Äußeres nicht oder nur teilweise annehme. Und damit bin ich bestimmt nicht alleine. Aber wieso heißt das automatisch, dass ich mich selbst nicht liebe oder akzeptiere? Auch mit Body Neutrality, also dass man sein Aussehen wertfrei betrachtet, will ich nichts zu tun haben. Sorry, ich kann und will nicht mein Gesicht anschauen, ohne dabei begeistert zu sein. Lange habe ich darauf gewartet und hingearbeitet, mich so sehen zu können, da werde ich jetzt bestimmt nicht auf Neutralität zurückstufen.

Bombshell

I love your body!

Wer unzufrieden mit Teilen seines Körpers ist, soll sie ohne Kritik von außen seinen Wünschen anpassen dürfen, oder eben damit leben lernen. Aber in keinem der beiden Fälle sollte jemand sein ganzes Verhältnis zu sich selbst in Frage stellen müssen. Unzufriedenheit und Selbstliebe können Hand in Hand gehen. Einen Schritt weitergedacht: Ich will mich verändern, gerade weil ich mich selbst liebe. Außerdem habe ich keine Kraft, mich weiter außerhalb gesellschaftlicher Schönheitsnormen zu bewegen als sowieso schon. Solche ständigen Normverletzungen bekommt man zu spüren und darauf habe ich keine Lust mehr. Das ist vielleicht feige, aber zumindest ehrlich.

Außerdem geht es auch um die individuellen Schönheitsideale, geprägt von eben jener Gesellschaft und jenem Patriarchat. Niemand sollte alle sozial vorgeschriebenen Bilder annehmen, ohne sie zu hinterfragen. Aber zwischen

No need for insecurities!!

Wer unzufrieden mit Teilen seines Körpers ist, soll sie ohne Kritik von außen seinen Wünschen anpassen dürfen, oder eben damit leben lernen.

How did you grow up be so gorgeous?

dem Versuch einer Gruppe Jungs, meine Haare anzuzünden und den Komplimenten zu der "nicht ganz so breiten Nase" haben sich bei mir einige Vorstellungen verfestigt, deren Abbau mehr als die Hälfte meiner bisherigen Lebenszeit eingenommen hat. Für den Rest fehlt mir der Nerv.

Ja, ich helfe gerne, die unzähligen unrealistischen Schönheitsanforderungen an Männer und vor allem an Frauen zu zerschlagen. Aber genauso wie sich niemand wegen sozialer Normen gezwungen fühlen sollte, eine Diät zu machen oder sich die Brüste vergrößern zu lassen, soll auch niemand versuchen, Personen unter dem Deckmantel von Positivität und Selbstliebe in einen Körper hineinreden, in dem sie sich nicht wohlfühlen. Oder wie Lizzo am Ende ihres Videos sagt: "Every big girl should do whatever the fuck they want with their bodies."

Impressum

Klartext

Nr. 55

Das Magazin der 60. Lehrredaktion der Deutschen Journalistenschule

Herausgeber

Deutsche Journalistenschule e.V. Hultschiner Straße 8 81677 München +49 89 235 57 40 www.djs-online.de post@djs-online.de

Chefinnenredaktion

Sarah Kohler Gina La Mela Clara Westhoff (V.i.S.d.P.)

Chefinnen vom Dienst

Paula Colberg Aurelia Maria Hennes Anne Frieda Müller

Textchefs

Moritz Fehrle Jannis Holl Jasper Riemann

Artdirektion

Helen Krueger-Janson Linda Rammes (Beratung) Melanie Strobl Marleen Wiegmann

Bildredaktion

Sarra Chaouch-Şimşek Stefan Hunglinger

Faktencheck

Lena Bammert Tom Burggraf Tim Frehler Anna-Lena Jaensch Timo Schober

Social Media

Annika Keilen Johannes Runge

Autor*innen

Lena Bammert Ionathan Boese Cornelia Braun Tom Burggraf Nils Frenzel Katja Gerland Rebecca Habtemariam Moritz Hackl Reto Heimann Karoline Kipper Kiana Lensch Mona Marko Maria Mitrov Oskar Paul Henrik Rampe Jasper Riemann Lea Schönborn Anastasia Trenkler Vinzent Tschirpke Jonas Wagner Carlotta Wald Marvin Wenzel Leonore Winkler

Fotograf*innen

Lea Aring
Cornelia Braun
Tom Burggraf
Maximilian Gödecke (Cover)
Felix Hofmann
Stefan Hunglinger
Kiana Lensch
Sebastian Ludwig
Thomas Mandl
Anastasia Trenkler
Marvin Wenzel
Lilli Zylka

Illustrator*innen

Dominik Dabrowski Donata Kindesperk Karoline Kipper Verena Mack Luisa Mielke Marvin Wenzel

Schlussredaktion

Jesko Buchs Viola Koegst Benjamin Stolz Christoph Söller

Anzeigen

Sven Szalewa, DJS Schulungsund Service UG (Haftungsbeschränkt) Hultschiner Straße 8 81677 München + 49 89 23 5574 17 anzeigen@klartext-magazin.de

Lithografie und Druck

Lanarepro GmbH, Peter-Anich-Straße 14 I-39011 Lana (BZ) + 390473498500 www.lanarepro.com

Wir danken dem Team der DJS, unseren Dozierenden, unseren Fotomodels, Fotograf*innen, Illustrator*innen.



ALDI Einkauf SE & Co. oHG, Postfach 130110, 45291 Essen

ALDI Einkauf SE & Co. oHG

Florian Scholbeck Managing Director Communications & Public Affairs

Essen, September 2022

Schnelle Information statt langes Warten

Liebe Journalistinnen und Journalisten,

ALDI ist der Erfinder des Discounts. Discount heißt: hohe Qualität, niedrige Preise, Grundversorger, Sortiment des täglichen Bedarfs, schneller und einfacher Einkauf.

Für uns bedeutet Grundversorgung, verlässlich und verantwortungsbewusst zu sein. Einfachheit für unsere Kundinnen und Kunden erreichen wir durch die Kunst des Weglassens.

Das alles habe ich auch an der DJS gelernt: Verlässlichkeit und Verantwortungsbewusstsein. Unwichtiges weglassen. Der einfachere Text ist der schwerste, aber meist der bessere. Schnelligkeit ist wichtig, aber nicht auf Kosten der Qualität.

Dafür stehe ich auch in der Unternehmenskommunikation bei ALDI Nord.

Deshalb: Wenn Sie Infos über ALDI Nord brauchen, rufen Sie mich einfach an! 0172 8394844

Liebe Grüße aus Essen

Florian Scholbeck

PS: Das Fax gibt es bei ALDI seit 2018 nicht mehr :-)

Montags länger liegen bleiben:

RICHTIG EINFACH.



EINFACH RICHTIG.

Mund auf. Stäbchen rein. Spender sein.



